MARIENBOTE



Juli 1944

Inhalt

ASPIRATIONS

I hoped to reach the mountain's height
Where all the air is pure and clear,
Where heaven's blue forever smiles
And God is always near.

Yet still I walk life's common road
And dwell upon the plain.
Then say, have all my longings been,
My efforts, all in vain?

God's ways are His, and not our own
He knows just what is best.
Life is the time for toil and strife
And not the time of rest.

We cannot work when night has come,
So let us use each day
To serve Him who has come to serve,
To labor and to pray.

("Prairie Blossoms", by M. A. Geenen.)

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor
Rev. Father J. Peters, O.M.I. — Assistant Editor

Nr. 10 Juli 1944 12. Jahrgang

Dies und Das

Unser Ziel. Der Wahlkampf Saskatchewan ist vorbei. In den Wochen vor dem 15. Juni hat es hier bei uns furchtbar heisse Köpfe gegeben, und es wird wohl noch ein schönes Stück Zeit vergehen müssen, bis so mancher Kopf vollständig abgekühlt sein wird. Wir haben über den Wahlkampf vollständig geschwiegen. Und zwar mit Absicht. Der Marienbote betrachtet es nämlich nicht als seine Aufgabe, für oder gegen diese oder jene Partei zu kämpfen. Solche Dinge überlässt er jedem einzelnen Menschen zur eigenen Entscheidung. Wenn es jedoch geschehen sollte, dass diese oder jene Partei unseren Glauben an das Kreuz anzutasten wagt, dann, selbstverständlich, werden auch wir wissen, was zu tun ist. Dann wird der Marienbote ganz bestimmt nicht schweigen.

In der Zwischenzeit aber sucht der Marienbote sich jeder Politik fernzuhalten. Politik bringt Streit und Widerspruch unter die Menschen. Das haben wir ja während der letzten Wochen hier in Saskatchewan genügend beobachten können. Wir dagegen betrachten es als unser Ziel, durch den Marienboten Beruhigung und einen kleinen Gruss des von uns gegangenen Friedens jedem zu bringen, der unser Blatt in die Hand nimmt.

Weil wir nicht über Politik schreiben, weil wir dort keine führende Rolle einzunehmen suchen, sind wir wohl deshalb farblos? Oder mit anderen Worten: Legen wir wohl deswegen unseren Lesern ein farbloses Blatt auf den Tisch?

Unser Marienbote ist nie farblos gewesen. Seine Farbe heisst: Wahrheit! Und wenn wir von Wahrheit reden, dann kennen wir keine Grenzen irgend einer Parteipolitik, dann sagen wir niemals: Unsere Partei sagt dies und jenes, und das ist wahr—wir meinen jene Wahrheit, die überall gültig sein muss und die überall gebrochen worden ist. Man lese nur die Artikel von P. Jos. Schneider und die Zeilen des vielerfahrenen "Brummbären", die jeden Monat in unserem Blatte erscheinen, und man wird verstehen, was mit dieser Wahrheit gemeint ist.

Unsere Farbe heisst weiter: Neue und grosse Gedanken. Der Marienbote will nicht nur Kritik üben an all den vielen Dingen, die unser Zeitalter sittlich, religiös, gesundheitlich und wirtschaftlich zernagen, der Marienbote will auch ein neues Denken in die Geister und in die Häuser seiner Leser bringen. Monat für Monat suchen wir auf den ersten Seiten unseres Blattes unter dem Titel "Dies und Das" Gedanken zu bringen, die uns fremd geworden sind und ohne die wir einmal nicht sein können, ob wir wollen oder nicht. Vielleicht sind diese Gedanken vielen unseren Lesern vollständig unbekanntes und vollständig uninteressantes Land. Vielleicht sind sie vielen zu schwer zu verstehen: Das alles wird uns aber nicht abhalten, immer wieder von ihnen zu reden. Und sollte durch diese Gedanken auch nur einem einzigen unserer Leser der Fingerzeig kommen, dass hoch oben über den Sternen und tief in unserer Brust Welten liegen, über die es sich lohnt, nachzudenken; Welten, die uns ein neues und ein besseres Urteilen über die Erdendinge geben; Welten, vor deren Wahrheit und Schönheit der Mensch anbetend sich neigt, — dann hätten wir unser Ziel vollständig erreicht. Es ist unsere Ueberzeugung, dass ein Blatt, das nur Neuigkei-

ten und Unterhaltung bringt, ohne zum eigenen Denken zu zwingen und ohne neue Wege zum Wahren und zum Besseren zu weisen, nicht des Geldes wert ist, das man dafür zahlt.

Und weiter heisst unsere Farbe: Frieden in die unruhigen Geister und in die unruhigen Häuser unserer Leser zu bringen. Deshalb suchen wir immer nur Lesestoff zu geben, der uns die immer heisser werdenden Geschäfte dieser Welt wenigstens für ein paar Stunden vergessen lässt. Darum nicht nur ausgesuchte Belehrung im Marienboten, aber auch erzählende Unterhaltung. Und für das Heitere sorgt der wohlbekannte Schusterseppel mit seinen komischen Erlebnissen.

So hat denn der Marienbote sein festes Programm und seine feste Leitidee. Diese Leitidee stimmt selbstverständlich garnicht überein mit den Leitideen der weltlichen Zeitungen. Unsere Leser aber haben den Sinn des Marienboten erfasst. Viele Briefe haben uns bezeugt, dass der Marienbote seines echt christ-katholischen Liebes- und Wahrheitsgeistes wegen immer beliebter wird. Es freut uns stets, wenn unsere Leser so über den Marienboten urteilen. Es beweist uns das nämlich, dass wir auf dem richtigen Wege sind.

* * *

Missionsverein. Ueberall, wo die Oblatenpatres arbeiten, gibt es auch von Oblatenpatres herausgegebene Monats- oder Wochenschriften. Ueberall dort besteht auch der sogenannte Marianische Missionsverein, der mit den von den Oblatenpatres herausgegebenen Schriften in engster Verbindung steht. Der Marianische Missionsverein ist eine Organisation von Katholiken, die durch Gebet und durch kleine monatliche Opfer von fünf Cent unseren Patres helfen, die Wahrheit Gottes überall dort hinzubringen, wo sie noch nicht ist. Tausende Missionsvereinsmitglieder haben es unseren Patres möglich gemacht, die Lehre Gottes zu den Heiden Afrikas, Asiens, Australiens, Südamerikas und Nordamerikas bis hoch hinauf zum Nordpol zu bringen. Tausende Mitglieder dieses Vereins haben durch Gebet und Opfer geholfen, den neuen Ansiedlern, die vor Jahrzehnten nach Canada kamen, Oblatenpriester nachzuschicken, die sich ihrer annahmen und ihnen den Segen der Religion Christi mitbrachten.

Heute haben wir hier unsere selbstständigen Gemeinden . Die Pionierjahre sind vorbei. Jetzt haben wir hier auch schon unseren eigenen Missionsverein, der für die Arbeit der Oblatenpatres betet und opfert, auf dass die Oblaten denselben Segen, den sie in unsere Kolonien gebracht, weitertragen können. Weitertragen zu Menschen, die diesen Segen genau so notwendig brauchen, wie die Katholiken des Western ihn vor dreissig und vierzig Jahren gebraucht. So hat die katholische Kirche schon seit Anfang gearbeitet, dass einer für den anderen betet und opfert, und so arbeitet auch unser Missionsverein, dass er dieselben Wohltaten, die er in seinem Lande erhalten, durch Gebet und Opfer auch in anderen Landen zu verbreiten sucht. Die Missionsvereinsmitglieder beten und opfern nicht nur aus Dankbarkeit für all den religiösen Segen, der durch die Mitarbeit des Missionsvereins zu ihnen gekommen, sie beten und arbeiten im Eifer Gottes. Der Eifer Gottes ist eine der wichtigsten Tugenden, die wir heute brauchen. Soll der Herr Liebeseifer uns gegenüber zeigen, dann müssen wir ihm auch zeigen, wie gross unser Eifer für ihn und für seine Sache hier auf Erden ist.

Der Missionsverein ist eine rein religiöse Organisation. Seine wichtigste Aufgabe ist das Gebet für die Missionsarbeit der Oblatenpatres. Ein Werk, wie das der Oblatenpatres, ein Werk, das an Millionen von Seelen arbeitet, kann es sich einfach nicht leisten, auf Gotteshilfe zu verzichten. Im Gegenteil: Es muss wissen, dass es immer und überall eine wohlorganisierte Gebetshilfe hat. Nur dann, wenn diese Hilfe da ist und durch eine Organisation gesichert steht, können die Leiter des Oblatenwerkes es wagen, Entscheidungen zu treffen und Missionen aufzubauen, die, menschlich betrachtet, hoffnungslos sind—und doch so viel Segen bringen, wenn sie einmal gelingen.

So sind denn die Mitglieder des Missionsvereins nichts weiter als eine gross Armee von Oblaten-Missionsbetern, die unseren Patres helfen, das Kreuz festzuankern in dieser Welt, und durch deren Gebet und Opfer vielen Heiden und Sündern der Weg zur Bekehrung gegeben wird.

Um unsere Leser mit diesem Verein so bekannt als nur möglich zu machen, werden wir im Marienboten kleine Artikel über diese Organisation bringen. Und zwar in der Hoffnung, dass diese Artikel von recht vielen gelesen werden, und dass die Frucht ihrer Zeilen sich in einer grossen Anzahl neuer Mitglieder zeigt. Um jede Auskunft über den Missionsverein wende man sich an die Redaktion des Marienboten.

* * *

Der Schriftleiter ist umgezogen. Gesundheitliche Gründe haben den Schriftleiter gezwungen, seine Oberen um Versetzung zu bitten. Der Schriftleiter wohnt nicht mehr in Regina, sondern in Primate, Sask. Dort wurde ihm eine kleine Pfarrei übergeben, wo er, frei von allen Geschäftssorgen der Presse, in Ruhe den Marienboten schreiben kann. Alle Marienbotengelder schicke man weiter nach Regina. Nur persönliche Briefe an den Schriftleiter und Artikel für den Marienboten werden von jetzt ab nach Primate geschickt werden müssen.

Der Schriftleiter.

Der Schriftleiter zieht um

P. Jos. Schulte O.M.I.



Zu meiner grössten Ueberraschung erfuhr ich gestern, dass der hochw. Pater H. Krawitz zum Pfarrer von Primate, Sask., ernannt wurde. Meine Befürchtung jedoch, dass Pater Krawitz die Schriftleitung des Marienboten niederlegen werde, war grundlos. Der hochw. Pater Krawitz wird auch weiterhin den "Marienboten" von Primate aus herausgeben und in der Marienpresse zu Regina drucken lassen. Aus gesundheitlichen Gründen musste dem hochw. Herrn ein ruhiges Plätzchen gegeben werden, wenn er unter der Last der Arbeit in Regina nicht zusammenbrechen sollte.

Vier Jahre lang, von Juni 1940 bis Juni 1944, hat der hochw. Pater Krawitz O.M.I. seine Residenz in Regina gehabt. Dort war er nicht nur in der Presse als Geschäftsführer und Schriftleiter, aber auch in der St. Mariengemeinde tätig. Auch in beiden Spitälern der Stadt konnte man ihn fast täglich zur Tag- und Nachtzeit finden. Wie oft kamen meine Pfarrkinder aus Regina zurück, mir Grüsse vom hochw. Pater Krawitz übermittelnd. Mit tiefstem Dank im Herzen erzählten sie mir, wie Pater Krawitz sich ihrer im Hospital angenommen, sie aufgemuntert und getröstet habe. Selbst über Regina's Grenzen hinaus erstreckte sich das Arbeitsfeld des Paters. Bald war es Aushilfe in einer Pfarrei, bald ein eucharistisches Triduum, bald Leitung von Exerzitien für Ordensleute, bald eine Mission. Zu alledem wurde Pater Krawitz voriges Jahr auch noch zum Kaplan der Kolumbusritter der Stadt Regina vom hochwürdigsten Herrn Erzbischof ernannt.

Als seine Hauptaufgabe aber hat Pater Krawitz die Leitung und Hebung des "Marienboten" angesehen. Und wie sehr er dieses ihm vorgesteckte Ziel erreicht hat, wird jeder einsichtsvolle Mann zugeben müssen. Schon rein äusserlich erschien der Marienbote unter Pater Krawitz Leitung in einem neuen, schmucken Gewande. Der Inhalt, die Gediegenheit der Artikel, die Auswahl des Lesestoffes, alles entsprach, ja übertraf die äussere Ausstattung. Das Volk hatte Freude an den Romanen (Der Zaunkönig; Sohn der Hagar), an den Plaudereien des Schusterseppels, den Reiseschilderungen des Reiseonkels. Die geistig höherstehenden Leser jedoch wurden am meisten gepackt von den persönlichen Artikeln des Schriftleiters. Herr J. Matt, der begabteste deutsche Schriftleiter Amerikas, bringt mit Vorliebe diese Artikel des P. Krawitz in seiner Wochenschrift "Der Wanderer" (herausgegeben in St. Paul, Minn.), wohl das beste Lob, das den hochw. Pater Krawitz von einem alten, erfahrenen, geistig sehr hoch stehenden Kollegen zuteil werden kann.

Deshalb wünschen mit mir gewiss alle Leser des "Marienboten", dass sich die Gesundheit des hochw. Pater Krawitz in seiner kleinen Gemeinde Primate wieder stärke, und er noch recht viele lange Jahre als Schriftleiter dem Marienboten erhalten bleibe.



Der Pfarrer von St. Annen

Von Heinrich Krawitz

I.

Der Pfarrer von St. Annen war ein Herr, der seine ganz eigenen Eigenarten hatte. Eine dieser Eigenarten war den Dorfbuben vom fünften bis zum fünfzehnten Lebensjahre sehr gut bekannt. Und sie war auch wohlgefürchtet. Es hatte nämlich der Herr Pfarrer die Gabe, jede dunkle Tat der Buben frisch zu entdecken. Und wenn der hochwürdige Herr etwas entdeckt hatte, dann gab er jeder Uebeltat etwas hinzu, das schlimm war und womit man nicht zu spassen wagte. Das wussten alle Bubengenerationen der letzten dreiunddreissig Jahre — solange war der Herr Pfarrer schon in der Gemeinde — und es gab wohl kaum einen Jungen, der diese Tatsache nicht schon am eigenen Leib erfahren hätte. Deshalb suchte auch jeder im Schulalter stehende Junge des Dorfes zu Zeiten, da er etwas auf dem Kerbholz hatte, die Strasse, auf der das Pfarrhaus stand, sorgfältig zu meiden. Denn wenn der Herr Pfarrer einen Uebeltäter von seinem Garten oder von seiner Tür aus sah, dann winkte er nur mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand, drehte sich um, und ging ins Pfarrhaus.

Kein Bube wagte es, fortzurennen, wenn der pfarrherrische Finger ihm einmal gewunken. Mit bangem Erwarten folgte jeder dem hochwürdigen Herrn ins Haus, jeder wusste genau, in welchem Zimmer er sich zu stellen habe, und wenn er drinnen war, dann kam es! Dann lag er über den Knien des Herrn Pfarrers, und die Leute draussen hörten ein Schreien und ein Brüllen, wie es nur aus Kehlen von Buben kommen kann, deren Sitzfläche den Höhepunkt aller wirklich wahren Bubenschmerzen erreicht hat.

Die Dörfler machten sich aber nicht viel aus diesem Geschrei. Den jüngeren Bauern war es nur zu bekannt. Vor zehn, fünfzehn oder zwanzig Jahren hatten sie ja dasselbe durchmachen müssen. Und heute stimmten sie mit allen Alten des Dorfes überein, dass des Pfarrers Hand nur weise und gerecht zuschlug. Und dass des Pfarrers Hand genau so fest zuschlug, wie seine Weisheit und seine Gerechtigkeit waren, das blieb halt auch gut. Totgemacht hatte es noch keinen.

Nein, totgemacht hatte es noch keinen. Im Gegenteil: Es war zum Staunen, wie die Kinder an ihrem Herrn Pfarrer hingen. Und gerade die Buben, gerade sie, denen des Pfarrers Hand so oft und so kräftig den Weg aller Uebeltat wies, gerade sie waren seine dicksten Freunde. Zu Hause konnte man sich manchmal totärgern, bevor man sie auch nur zu einem einzigen Handgriff bekam. Für den Herrn Pfarrer aber machten sie alles. Sie säuberten ihm im Frühjahr den Garten vom Unkraut, und im Herbst halfen sie bei der Gartenernte. Sie spalteten ihm Holz, schaufelten Kohle, und um Botengänge für den hochwürdigen Herrn schlugen sie sich fast. Sie hätten es hier und da auch sehr gern getan— wenn das berühmte Fingerwinken des Pfarrers nicht gewesen wäre, das bis jetzt, so weit ihr Bubengedächtnis reichte, noch keine Rauferei ungerächt gelassen.

Ja, die Buben, das waren des Pfarrers dickste Freunde. Er sprach nicht viel mit ihnen, wenn sie bei ihm werkten. Es hatte aber auch keiner Angst vor ihm — vorausgesetzt selbstverständlich, dass das Gewissen wieder einmal rein war. Und das Gewissen war immer rein, wenn ein Bube sich auf der pfarrherrischen Gasse zeigte. Das wusste der Herr Pfarrer, und das wussten alle Buben nur zu gut.

Neben dieser bubenerzieherischen Eigenart hatte der Pfarrer von St. Annen aber noch andere Eigenarten. Er ass z.B. niemals Fleisch. Als er noch neu im Dorfe war, sprachen die Leute sehr viel darüber. Einige meinten, er habe wohl einen kranken Magen. Andere begannen sich aber bald zuzuflüstern, der Herr Pfarrer esse kein Fleisch aus Busse. Welcher Art diese Busse war, ob er für irgendeine eigene Schuld oder für die Sünden anderer büsse, das konnte man nicht herausbekommen. Aber, dass er aus Busse kein Fleisch ass, das stand bald fest. Die Leute hatten doch Augen im Kopf! Und mit diesen Augen konnte man beobachten! Jedesmal nämlich, wenn der Herr Pfarrer während seiner dreiunddreissigjährigen Amts-

zeit in ein Haus der Gemeinde kam, in dem man gerade mit dem Schweineschlachten und Wurstmachen beschäftigt war, jedesmal dann zeigte der hochwürdige Herr ein sonderbares, auf die Würste zielendes Interesse. Er prüfte das Gewürz, er gab Ratschläge eines wahren Kenners, und wenn die Würste fertig waren, dann konnte er mit grösstem Genuss an ihnen herumriechen.

So etwas war doch auffallend. Das war doch ganz bestimmt die Versuchung der Gaumenlust, was ihn da bei solchen Gelegenheiten plagte. Das zeigte doch ganz offenbar, wie gern der hochwürdige Herr eine oder gar zwei dieser Würste gegessen hätte. Und es zeigte auch, dass der Herr Pfarrer die Würste nicht ass, weil er für irgendetwas Busse tat.

So manche Bäuerin wischte sich im Geheimen die Tränen, wenn sie so ihren Herrn Pfarrer vor den Würsten sitzen sah. Ganz deutlich meinte sie die Riesenkämpfe zwischen Busse und Gaumenlust zu sehen, die sich in der gewaltigen Brust des Pfarrers abspielten. Ach Gott, es war doch nicht leicht, ein hochwürdiger Herr zu sein!

Eine dritte Eigenart des Pfarrers von St. Annen war das Läuten zum "Engel des Herrn". Dieses Läuten lag nämlich voll und ganz in den Händen des Pfarrers. Gleich am Tage seines Einzuges ins Dorf machte er dem angestellten Dorfglöckner klar, dass das Engel des Herrn-Läuten von jetzt ab Arbeit des Pfarrers sei. Der Dorfglöckner könne weiterhin jede Hochzeit, jede Taufe, jedes Begräbnis und jeden Gottesdienst einläuten, den 'Engel des Herrn' behalte aber er, der Pfarrer, für sich. Dem Glöckner solle dadurch kein Pfennig seines Lohnes verloren gehen. Nein, der Glöcknerlohn bleibe so wie immer. Nur, dass der Glöcknerarbeit weniger werde. Den Pfarrkindern solle doch gleich bleiben, wer läute. Die Hauptsache sei, dass geläutet werde.

So hatte der Pfarrer von St. Annen am Tage seines Einzuges ins Dorf gesprochen, und so war es geblieben. Von Priesterhand geläutet, klang nun schon seit dreiundreissig Jahren morgens, mittags und abends der Engelgruss an die gebenedeite Gottesmutter in gar wunderbarer Weise über Dorf und Flur. Ja, in gar wunderbarer Weise. Denn so wie der Herr Pfarrer, so verstand kein Glöckner, und sollte er auch noch so ein grosser Glockenkünstler sein, den "Engel des Herrn" zu läuten. Davon war jeder überzeugt und darauf war ein jeder im Dorfe so stolz, dass alle anderen Dörfer des Umkreises es schon fast satt hatten, den St. Ann'lern zuzuhören, wenn diese über das Geläute ihres Herrn Pfarrers sprachen.



Das Läuten selbst, das aber ward niemand müde, anzuhören. Im Gegensatz zu jedem anderen Glöckner läutete der Pfarrer von St. Annen nicht mit einer, aber mit allen drei Glocken den "Engel des Herrn". Und wenn die Glocken erklangen, am sonnenhellen Sommermorgen oder in kalter Winternacht, durch frühlingsjubelnde Natur oder durch heulendes Novemberstürmen, dann zog es wie ein heimliches Himmelssegnen durch Herz und Haus und Dorf und Flur. Die Männer hörten auf zu pflügen und die Weiber mit dem Melken. Die Alten auf den Bänken vor den Häusern nahmen die Pfeifen aus dem Mund und die Hüte vom Kopf, die Kranken richteten ihre müden Augen mit stillem Glanz dem Herrgottswinkel zu, und die Kinder hörten auf zu lärmen.

Alles bekreuzigte sich und betete den "Engel des Herrn". Ganz stille ward es um diese Zeit im Dorf. Selbst die Vögel schienen für Minuten ihr Singen einzustellen, und die Grille ihr Zirpen. Nur die Glocken sangen und klangen. Mit froher, silberhell klingender Stimme jubelte die kleine Glock das Lob Mariens hinaus in die Lüfte. Die zweite, die tiefere Glocke schien wie mit Menschenstimme zu rufen und zu flehen: Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder! Bitte für uns arme Sünder. Und dazwischen klang die grosse Glock, so tief, so mächtig, so fest und so beruhigend, als wollte sie Gottes Antwort zu den betenden Menschen tragen: Wenn alles bricht, Ich verlass euch nicht!

Das war das Glockenläuten des Pfarrers von St. Annen. Eine Eigenart, wegen der jeder Dörfler stolz auf seinen Pfarrer war.

Das war aber noch nicht die letzte Eigenart des Pfarrers. Er hatte noch eine andere, die auch wert ist, genannt zu werden. Morgens, wenn die Grossväter und Grossmütter und Wittmänner und Wittfrauen und alles andere alte, fromme Geleut des Dorfes eine Stunde vor der Frühmesse zur Kirche kamen, war der Herr Pfarrer immer schon längst da. Breit und massig kniete er neben der Sakristeitür vor dem Altar. Auf der Nase die dicke, schwarze Brille, in seinen wuchtigen Händen das abgegriffene Brevier. Wenn er lange genug aus dem Brevier gebetet hatte, dann nahm er seine dicke Brille ab, legte sie vor sich auf die Kniebank, schnäutzte sich gewaltig, nahm eine Priese, und dann schaute er auf den Altar. Schaute dorthin, zum Tabernakel, manchmal eine ganze Stunde lang, ohne sich auch nur etwas zu regen.

Ja, der Pfarrer von St. Annen, der konnte beten. Die Leute meinten, es reiche bei ihm fast zum Heiligen. Ein ganzer Heiliger sei er wohl noch nicht. Da waren ja doch Menschlichkeiten an ihm, die ein wahrer Heiliger nicht haben darf. So z.B. würde doch kein Heiliger in der Kirche, gerade vor dem Altar, sich die Nase mit Schnupftabak füllen. Und für einen richtigen Heiligen passt es sich wohl auch nicht, den Buben so regelmässig die Hosen zu verklopfen. Zu solchen Sachen könnten sich doch die Tugenden der Milde und der Sanftmut eines wirklichen Heiligen nicht hergeben. Und dann das Würsteriechen! Das war doch auch etwas zu irdisch!

Sonst war aber der Herr Pfarrer wie ein Heiliger. Die Dörfler waren stolz auf ihn, und sie hatten ihn lieb und sie waren ihm gut.

II.

Es war an einem sonnigen Nachmittag im Monat Mai. Der Herr Pfarrer stand in Hemdsärmeln in seinem Garten. Ein mächtiger, weit in den Nacken zurückgeschobener Strohhut bedeckte sein weisses Haar. Im Munde und mit der linken Hand hielt er eine vier Fuss lange Pfeife, aus der er gewaltige Rauchwolken in die warme Maienluft blies.

Um ihn herum , auf beiden Knien und eifrig die Gemüsebeete vom Unkraut säubernd, war eine Schar von zwölf Buben. Allerlei Fragen hatten sie an den Herrn Pfarrer und viele Dinge wussten sie, die dem Herrn Pfarrer unbedingt erzählt werden mussten. Und der hochwürdige Herr lauschte und fragte und erzählte. Ein Unwissender hätte garnicht geglaubt, dass dieses gemütlichen Pfarrers Hand auf dem Hosenboden eines jeden einzelnen der anwesenden Buben schon Werke vollbracht, von denen ein Junge gewöhnlich nicht gerne spricht.

Der Pfarrer von St. Annen stand unter den Buben und lauschte und fragte und erzählte. Plötzlich stutzte er. Durch die Bäume am Gartenzaun kam ein Stein dahergesaust, und ein paar Vöglein flogen erschreckt über den Garten. Der Pfarrer nahm die Pfeife aus dem Mund und trat an die Hecke. Vierundzwanzig neugierige Augen folgten ihm. Gemächlich schaute der hochwürdige Herr auf die Dorfstrasse. Ihm gegenüber stand ein etwa achtjähriger Junge mit einer Steinschleuder in der Hand. Seine blitzenden Augen untersuchten von unten das Geäst des nächsten Baumes. Ein paar Steine, die er in der anderen Hand hielt, zeigten deutlich, was der kleine Räuber im Sinne hatte.



"He da," rief der Pfarrer über die Hecke, "hier wird nicht nach Vögeln geschleudert. Dass du dir das merkst!"

Der Knabe schaute kurz auf den Pfarrer: "Vögel sind vogelfrei", rief er, kehrte sich um, und fuhr fort, die Aeste des Baumes nach Vögeln abzusuchen.

"Bei uns hier wird nicht nach Vögeln geschleudert, merk' dir das", sprach der Pfarrer wieder, und dieses Mal mit einer Stimme, die den Buben hinten im Garten nur zu bekannt war. Das Unkrautreissen hatten sie bereits vergessen. Langsam und mit gespannten Gesichtern standen sie von ihren Knien auf und näherten sich der Hecke. Neben den Herrn Pfarrer stellten sie sich dann auf und schauten auf den Vogelschiesser.

"Wer bist du denn eigentlich? Kannst du nicht 'Gelobt sei Jesus Christus' sagen?" ertönte da wieder die grollende Stimme des Pfarrers.

"Das kann ich schon. Aber nicht zu Euch. Ich kenn' Euch ja nicht", kam es trotzig zurück. Die Buben neben dem Pfarrer knirschten mit den Zähnen und ballten die Fäuste. Einige schauten sich nach Steinen um.

"Hör' einmal, kleiner Frechdachs", sprach der Pfarrer jetzt plötzlich ganz sanft, "ich bin der Pfarrer. Und jeder anständige Junge grüsst den Pfarrer 'Gelobt sei Jesus Christus'!"

"Ich seh' schon, dass Ihr ein Pfarrer seid. Euer Kragen ist ja umgedreht", gab der kleine Fremde flugs zurück. "Aber ich kenn' Euch nicht, deshalb grüss' ich auch nicht." Sprach's, nahm seine Schleuder unter den Arm, vergrub beide Hände tief in den Hosentaschen, und ging pfeifend am Pfarrer vorbei, die Dorfstrasse hinunter.

"Den Kerl müsst ihr mir 'mal herbringen", wandte sich der Pfarrer an die Buben. Er hatte den Satz kaum ausgesprochen, da flogen auch schon vierundzwanzig Beine der Gartentür zu,

dass es nur so staubte. Der Pfarrer riss seine Pfeife aus dem Mund und donnerte: “Halt!”

Da gab es einen mächtigen Ruck unter der dahingaloppierenden Bubenschar, und im Augenblick stand sie still. Langsam kehrten die Knaben ihre vor Eifer glühenden Gesichter dem Pfarrer zu.

“Komm’t ’mal her”, rief dieser. Die Knaben folgten mit fragenden Blicken.

“Was rennt ihr denn da wie angeschossen? Habe ich euch gesagt, ihr sollt ihn mir gleich bringen? Ihr sollt ihn mir ’mal bringen, das heisst nicht heute, nicht jetzt gleich, einmal bei Gelegenheit, habe ich gesagt. Wenn ihr so daherrennt, dann gibt es wieder eine Balgerei. Und so ’was duld’ ich nicht, das wisst ihr. Jetzt marsch, an die Beete!”

Mit enttäuschten Gesichtern folgten die Buben der Stimme ihres Pfarrers. Jeder ging zurück zu seiner Arbeit, und bald war auch das Geschwätze wieder im Gange.

Der Pfarrer zündete sich seine Pfeife neu an, und ging langsam im Garten auf und ab. Dann blieb er vor den Buben stehen:

“Wer war denn das, der kecke Kerl da?” fragte er.

“Der Steiner Franz”, kam es im Chor zurück.

“Der Steiner Franz? Den kenne ich ja garnicht. So einen Namen haben wir doch nicht im Dorfe.”

“Der Steiner Franz kam gestern mit seiner Mutter aus der Stadt. Er wohnt in der alten Widmannin ihrem Haus. Und er hat noch eine kleine Schwester”, erklärten die Knaben wichtig.

“Steiner heisst er? Und seine Mutter, wird die hier bei uns wohnen?” fragte der Pfarrer.

“Ja, die werden hier bei uns wohnen. Dem Franz seine Mutter war heute bei meinem Vater sich anmelden,” rief der Kloster Anton, der Sohn des Gemeindevorstehers.

“So so, Steiner heisst er”, sprach der Pfarrer sinnend, steckte sich noch einmal die Pfeife an, und begann nachdenklich zwischen den Beeten dahinzuwandern.

Die Buben wunderten sich, dass der Herr Pfarrer den ganzen Nachmittag hindurch nicht mehr mit ihnen sprach. Heimlich auf ihn schauend, flüsterten sie sich Worte zu, die ihre Augen aufblitzen liessen. Wenn nur der Herr Pfarrer das Balgen nicht unter eine so strenge Strafe gestellt hätte! Der Steiner Franz, der würde es bekommen!



Ein paar Tage vergingen. Wieder stand der Pfarrer in seinem Garten. Dieses Mal war er allein. Da schaute plötzlich ein helles Bubengesicht über die Hecke und ein frische Stimme rief: “He, Gelobt sei Jesus Christus!”

Der Pfarrer schaute sich um und sah nur noch den Steiner Franz die Zunge nach ihm ausstrecken und davonrennen. Kopfschüttelnd schaute der Pfarrer dem Jungen nach.

Am nächsten Tage geschah dasselbe. Dann machte der Pfarrer von St. Annen sich aber seinen Plan. Den ganzen Nachmittag des folgenden Tages wollte er hinter den Bäumen an der Gartentür stehen. Diesen kleinen Frechdachs da, den wollte er schon fangen, den wollte er sich schon erziehen. Genau so erziehen, wie er sich alle anderen Buben erzogen hat.

Und so tat er es. Eine ganze Schar von Schulbuben war in seinem Garten beim Unkrautjäten. Der Pfarrer stand an der Gartenpforte und wartete. Und er brauchte nicht all zu lange zu warten. Die Dorfstrasse herauf kam der Steiner Franz. Der hochwürdige Herr suchte seine mächtige Gestalt so dünn wie nur möglich zu machen, damit der Franz ihn nicht vorzeitig hinter den Bäumen erblicke. Heute musste er den Kerl da fassen.

Der Steiner Franz kam heran. Keck ging er auf die Gartenhecke zu und schaute hinüber. Da hatte ihn aber auch schon der Pfarrer! Mit festem Griff hielt er das Bübchen in seiner grossen Hand, und ohne auch nur ein Wort zu sagen, schleppte er den Franz hinein in die pfarrherrische Stube.

Der Steiner Franz schrie und strampelte und biss und spuckte. Alles das half aber nicht. Wen der Pfarrer von St. Annen einmal gepackt, der kam nicht mehr los!

Die Buben im Pfarrgarten hörten das Geschrei. Als sie erregt aufsprangen, sahen sie gerade den Pfarrer mit dem Steiner Franz in der Tür des Pfarrhauses verschwinden.

“Er hat ihn, er hat ihn, den Steiner Franz”, riefen sie sich in wilder Freude zu und erregt drängten sie sich unter das Fenster der ihnen so wohlbekannten Stube.

Drinnen in der Stube war es vorerst still. Man hörte nur den Pfarrer mit seiner tiefen Stimme reden. Was er sprach, konnten sie nicht verstehen. Sie konnten es sich aber denken.

Und dann kam es, worauf sie gewartet! Dumpfe Hiebe und ein Geschrei, dass die Fensterscheiben zitterten. Den lauschenden Buben hüpfte das Herz vor Freude im Leibe, und aus lauter Lust klopften sie sich die Schenkel und gegenseitig die Rücken.

Plötzlich wurde die Tür des Pfarrhauses aufgerissen und heraus stürzte der heulende Steiner Franz. Die Buben draus-

sen unter dem Fenster hatten keine Zeit ihm nachzurennen, obwohl es ihnen nur so in den Beinen juckte. Sie konnten es nicht, denn vor ihnen stand mit drohender Miene der Herr Pfarrer.

"So, Schadenfreude! So etwas gibt es nicht unter Christen, darf es nicht geben", sprach er. Und dann kam das gefürchtete Winken mit dem Zeigefinger: "Einer nach dem andern, der Anton zuerst, und dann nach'm Alter", sagte er noch, kehrte sich um, und ging ins Pfarrhaus.

Der Anton ging ihm gleich nach. Draussen besprachen die übrigen mit bleichem Gesicht ihr Alter. Und dann ging einer nach dem anderen hinein, holte sich seine Portion, und ging zurück in den Garten, an die Arbeit. Keiner lief dem Pfarrer davon. Keiner grollte ihm. Wortlos und mit trüb-leidender Miene werkten sie im Garten herum. Und als der Pfarrer nach einer Weile zu ihnen kam, schwiegen sie wohl noch eine Zeit lang, dann begannen sie aber wieder, erst leise, schüchtern, dann lauter und freier, und zuletzt wie immer untereinander und mit dem Herrn Pfarrer zu schwätzen. Und sie schwätzten, als wenn garnichts geschehen wäre.

III.

Die Buben waren mit ihrer Arbeit fertig. Das letzte Gemüsebeet war vom Unkraut gesäubert. Jetzt standen sie um den Herr Pfarrer herum und boten sich mit heissen Worten an, ihm den neuen Kaninchenstall, von denen er ihnen erzählt hatte, selbst zu bauen. Die Kaninchen des Pfarrers, die weissen mit den roten Augen, die grauen Belgier und die deutschen Riesenschecken, die waren den Buben wichtiger als alles andere. Je zwei der Dorfbuben hatten immer Wochenaufsicht über diese Kaninchen. Sie mussten die Tiere füttern, mussten frisches Gras herschaffen, mussten ihre Ställe säubern und mussten sie beaufsichtigen, wenn der Herr Pfarrer sie im eingezäumten Laufgang frei herumlaufen liess.—

Durch den Garten kam die alte Suse, des hochwürdigen Herrn Köchin. "Hochwürden", rief sie, "es ist jemand da für Sie."

Der Pfarrer wandte sich an die Buben: "Jetzt marsch, nach Haus. Ohren waschen, Füsse waschen, und dann schön daheim geblieben. Kein Rumlaufen mehr nach dem Abendbrot."

Die Buben sprangen mit lautem "Grüss Gott" davon. Still schaute ihnen der Pfarrer nach, dann ging er langsam dem Pfarrhause zu.

In der Studierstube wartete eine städtisch, aber einfach gekleidete Frau auf ihn. Sie mochte in der Mitte der Zwanziger Jahre gewesen sein. Klein und zierlich, mit pechschwarzem Haar und grossen, grauen, fragenden Augen stand sie vor ihm.

"Sie möchten mit mir sprechen?"

"Ja, Herr Pfarrer, ich möchte mit Ihnen reden", gab die junge Frau mit schüchternder Stimme zurück. "Ich bin die Frau Steiner, Marie Steiner, die Mutter des Franz Steiner, den Sie heute" — sie stockte, wie nach Worten suchend — "ich meine — den Sie heute bei sich im Zimmer hatten."

"Ich möchte Ihnen danken für die Lehre, die Sie ihm gegeben", gab sie dann noch leise hinzu, mit eigentümlich fragendem Blick auf den Pfarrer schauend.

"Ja, ich belehre alle Buben nach meiner Art. Sie heissen also Steiner?" Forschend blickte der Pfarrer auf die vor ihm Stehende.

"Ja, Herr Pfarrer, mein Name ist Steiner", kam es jetzt ganz leise zurück. "Der Name ist Ihnen ja bekannt." Sie sprach immer zögernder. Der Pfarrer neigte sich vorwärts. Er sah Tränen in ihren Augen. "Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, aber es ist mir so schwer zu sprechen — ich — ich bin die Frau des Rudolf Steiner, Ihres Pflegesohnes, den Sie aus einem Waisenhaus genommen und grossgezogen, und der dann, vor zehn Jahren, von Ihnen ging."

Des Pfarrers Gesicht war aschfahl. Langsam und schwer erhob er sich aus seinem Stuhl und stand eine Weile, starr vor sich hinschauend, vor seinem Schreibtisch. Dann fiel sein Blick auf die junge Frau. Lang und forschend bliebe er dort heften. Und je länger er schaute, um so weicher und um so wärmer wurden seine Züge.

"Komm, Kind, nimm deinen Stuhl und setze dich hierher, an den Schreibtisch", sprach er, auf die Frau zugehend.

Marie Steiner nahm den ihr zugedeuteten Stuhl leise auf und ging dem Pfarrer entgegen. Plötzlich liess sie den Stuhl wieder zur Erde nieder, und ehe sich der Pfarrer von St. Annen versah, lag sie vor ihm auf den Knien, das mit beiden Händen bedeckte Gesicht in den Falten seines weiten Priesterrockes vergrabend.

"O Hochwürden, helfen Sie, helfen Sie. Er ist fort von mir. Das zweite Mal schon. Seit über drei Jahren weiss ich nicht, wo er ist. Helfen Sie ihn mir finden, bitte, Hochwürden."

Des Pfarrers Gesicht zuckte. Zart ging seine schwere Hand über das Haupt der vor ihm Knieenden. Dann raffte er sich auf. Er beugte sich über sie und sprach:

"Steh' auf, Kind. Komm, ich bringe dir deinen Stuhl."

Dann ging er, brachte den Stuhl, und stellte ihn neben seinen Schreibtisch. Als Marie Steiner, immer noch schluchzend, sich auf dem Stuhl niedergelassen hatte, holte er seinen Stuhl, und setzte sich ihr gegenüber.

"So, jetzt erzähle, Kind. Marie heisst du? Erähle Marie. Ich habe nicht gewusst, dass Rudolf verheiratet ist. Ich habe es nicht gewusst."

"Herr Pfarrer", sprach Marie, sich die Tränen trocknend, "ich habe es mir gedacht, dass Sie nichts von unserer Heirat wuss-

ten. Vor neun Jahren war er Landarzt bei uns im Bergischen. Mein Vater war Lehrer. Vor neun Jahren haben wir auch geheiratet. Vier Jahre war er bei mir, und dann ist er davon."

"Vor neun Jahren. — Und dann ist er davon. — Warum ging er, Marie?" fragte des Pfarrers dumpfe Stimme.

Und dann erzählte Marie. Rudolf Steiner war Landarzt in ihrem Heimatsdörfchen. Er war ein stiller, verschlossener, verbitterter Mann, der keinen Glauben gehabt zu haben schien, weder an Gott noch an die Menschen. Als er Marie Steiner traf, sprach er zum ersten Male von sich selbst. Er erzählte ihr, dass er Waisenknabe gewesen sei, der seine Eltern nie gekannt und auch jetzt noch nichts von ihnen wisse. Ein Landpfarrer habe ihn grossgezogen und in die Stadt, in die Schulen, geschickt. In der Stadt habe man hier und da über seine "unbekannten" Eltern gemunkelt. Habe ihn sogar als uneheliches Kind einer schlechten Mutter gehalten. Das habe weh getan. Das Schlimmste aber kam, als der Vater seiner Braut ihm die Tür gewiesen, höhnisch ausrufend: Mein Kind heiratet keines "unbekannten" Vaters Sohn. Das habe ihn für's Leben getroffen. Er habe mit seinem Pflegevater, dem alten Landpfarrer, gebrochen, dem er ja doch nicht nur seine Erziehung, dem er aber auch den Fluch seines Leben zu danken habe. Der Pfarrer von St. Annen hätte ihn über seine Herkunft aufklären sollen. Der Pfarrer kannte seine Eltern, der Pfarrer wollte ihre Namen aber nicht nennen.

Und dann heirateten Rudolf und Marie. Nach ein und einem halben Jahre kam der kleine Franz zur Welt. Nach vier Jahren kam das Unglück. Marie's Vater, der alte Lehrer, stellte an Rudolf eine Frage, die zum Streit führte. Zornig kam Rudolf damals zum Abendbrot und liess sich in scharfen, in sehr scharfen Worten über den alten Lehrer aus. Wochenlang musste sich Marie Hohn und Spott und Hass und Schimpf über ihren Vater anhören. Rudolf war wie verändert in seinerBöswilligkeit. Einmal habe sich dann Marie aber nicht mehr halten können, und sie sprach das böse Wort: "Mein Vater ist als Ehrenmann weit und breit bekannt. Dein schmutziges Urteil wird seiner Ehre nichts anhaben können. Wo aber ist deines Vaters Ehre? Wo ist der Beweis seiner Ehre?"

Rudolf sei darauf stumm geworden, schrecklich stumm und blass. Und dann, in derselben Minute, sei er fortgegangen. Zwei lange Jahre habe Marie nichts mehr von ihm gehört. Bei ihrem Vater habe sie auf seine Rückkehr gewartet. Nach zwei Jahren sei er dann plötzlich wiedergekommen. Noch viel stiller und viel verschlossener als früher habe er neben ihr gelebt, bis er dann, zwei Monate vor der Geburt der kleinen Tochter, wieder verschwand und verschwunden blieb bis auf den heutigen Tag.

(Schluss folgt)

———o———



Herr, hilf mir, dass ich stark und still
Erwarte, was das Leben will,
Und dass mein Herz den Hammerschlag
Zu schönerem Werden tragen mag.

Ich bin so blind und schaue nicht,
Was Du verbirgst in Deinem Licht.
Ich schleppe an der Erdenlast
Und finde nirgends Ruh' und Rast.

Hast Du so ganz verlassen mich?
Aus tiefsten Nöten ruf ich Dich!
Fast möcht ich weinend zu Dir flehn:
Lass diesen Kelch vorübergehn ...

———o———

SEHNSUCHT NACH GOTT

Kommst Du nicht auch zu mir?
Im Morgenglanz strahlt rings die Au'
Das kleinste Blümlein selbst erhielt von Dir,
Den Durst zu löschen, einen Tropfen Tau,
Und Du kämst nicht zu mir?

Kommst Du nicht auch zu mir?
So kann kein Hirsch nach frischem Wasser schrei'n,
Kein Halm so dürsten wie Dein Kind nach Dir,
Nach Deinem Leben schmachtet mein Gebein,
Und Du kämst nicht zu mir?

Kommst Du nicht auch zu mir?
Die Sonne, die im goldnen Osten steigt,
Bringt frohe Botschaft mir, mein Gott, von Dir,
Der Nebel flieht, und all mein Zagen weicht:
Gewiss! Du kommst zu mir.

August Hermann Franke.

Es ist Gesetz . . .

Von P. Jos. Schneider, O.M.I.

Die Kath. Kirche lehrt, dass nicht irgendein Gesetz den Bürger bindet. Nur gerechte Gesetze sind verpflichtend, die beitragen zur Ordnung im Gemeindewesen und zum allgemeinen Wohl. Das Gegenteil würde den Weg bahnen zu unausstehlicher Tyrannei: die Staatsgewalt könnte irgendetwas befehlen, um treue und gewissenhafte Bürger zu knechten. Nun frage ich dich: "Bist du schon mal in Konflikt gekommen mit der amerikanischen Polizei?"

Vielleicht hat an deinem Rennwagen mal eine "tail-lamp" nicht gebrannt. Ohne dein Wissen ist's geschehen. Wurdest von einem übereifrigen Wächter des Gesetzes angehalten und bestraft. Du glaubtest im Recht zu sein. Konntest wirklich nichts dafür, dass gerade dann und dort dein Mechanismus versagte. Hattest das Ding gerade noch in der Garage gehabt, und so schaffte es schlechter als vorher so wie unsre Glieder, wenn sie unter dem Doktormesser gewesen sind. Aber was nützte es dir? Alle deine Entschuldigungen wurden kalt und entschieden abgewiesen. "It's the Law."

Oder hast mal in einem Nest wie Kerrobert oder Kindersley auf der falschen Seite geparkt. Und schon kommt eine finstere Gestalt auf dich zugeschlichen. Es ist der "city-bylaw" Vertreter in Hemdsärmeln. Du erkennst ihn nicht; meinst, er wollte wissen, wie die Wege aussehen in der Umgegend nach dem schweren Landregen und fängst mit grossem Eifer zu erzählen an. Doch das vergeht dir bald; wart nur bis er dich unterbricht! Wirst alle Mühe haben, den Donnerkeil der Dorfbehörde von dir fernzuhalten. "It's the Law!"

Oder hast mal in Saskatoon oder Edmonton in einer der grossen Geschäftsstrassen über die Zeit hinaus dein Auto stehen lassen. Wie du zurückkommst, findest du einen geheimnisvollen slip an deiner Tür. Er befiehlt dir, dich beim Polizeipräsidium zu melden. Um des lieben Friedens willen gehst du hin. Der Gestrenge in den gelbgestreiften Beinkleidern mustert dich. Fängst verlegen an dich zu entschuldigen. Dass du das erste Mal in einer Grosstadt bist und mit ihren Verkehrsregeln nicht vertraut. Dass du ein Präriegopher bist und überhaupt nichts mit städtischem Betrieb zu tun haben willst. Kurz, alles scheint dir deine Unschuld zu beweisen. Doch es vermag dem Antlitz des Oberhäuptlings kein versöhnliches Lächeln zu entreissen. All deine Selbstverteidigung nützt dir nichts: "It's the Law!"

Oder bist mal auf der falschen Wegseite gefahren. Die andere war holprig und gespickt mit Löchern; so dass dein Wagen rappelte wie ein alter Henry Ford in anno 26. All die Kühe und Kälber im Feld hörten auf zu fressen und lugten klotzäugig herüber! Und wieder hat man dich gefangen und wieder hast du all deine Geisteskräfte aufgeboten, um dich weisszuwaschen. Aber wieder war alles umsonst. "It is the law."

Solche Vorkommnisse sind peinlich genug, selbst wenn sie nicht gerade tief in deinen Geldbeutel hineinlangen. Viel peinlicher wird's wenn es sich um Gefängnisstrafen handelt oder gar dein Leben und Fortkommen auf dem Spiele steht. So weiss ich von einem Priester, der einmal als Angeklagter vor der Polizei gestanden hat. Weltkrieg No. 2 war daran schuld. Sollte sich alle Monat als foreigner melden. Er selber betrachtete diese Verordnung als unnötig und ungerecht. Und gar manche seiner Freunde, Vertreter des Clerus und der Medizin, waren derselben Ueberzeugung. Hatten sogar beim Kardinal in Quebec und beim Justizminister in Ottawa Verwahrung eingelegt, freilich ohne Erfolg. Er selber war 1938 im Alten Land gewesen und hatte sich monatelang die Neue Ordnung im Dritten Reiche angeschaut. Nach seiner Rückkehr hatte er überall die nackte und bittere Wahrheit über Hitler verkündet: in einer ganzen Reihe von öffentlichen Vorträgen und mehr noch in Privatunterhaltungen. Es hatte ihm keinen Cent eingebracht, wohl aber viel Mühe und Widerspruch. Und in einer Ecke des Landes wurde sogar von einer nazifreundlichen Clique sein Leben bedroht. Die Polizei selber wusste davon und hatte ihn davor gewarnt. Und er hätte sich, nach solch einem Rekord, jeden Monat als "verdächtig" der Polizei stellen sollen? Er tat es nicht.

Niemand wusste davon und selbst die Behörde schien nichts davon zu merken. Da brachte sein eigener Bischof ihn in grösste Verlegenheit. Setzte eine Liste auf, um die Befreiung seiner Priester von der harten Verfügung zu erwirken. Auf der Liste stand in grossen Buchstaben des Priesters Name, der sich nie gemeldet hatte. Die Gelbgestreiften taten überrascht und forderten ihn zu einer Erklärung auf. Diese wurde gegeben nach guter Ueberlegung und mit aller wünschenswerten wissenschaftlichen Begründung. Wie einleuchtend und überzeugend doch alles klang in seinen eigenen Ohren! Nicht so im Hörapparat der Hüter des Gesetzes! Es war zum Schwülwerden. Ob das noch in Prince Albert enden soll mit einem

Erholungsurlaub unter den Schwerverbrechern? So endete es nicht. Aber Freispruch gab es auch nicht. Man blieb beim Buchstaben der Verfügung. "It's the Law!"

Und nun denk einmal zurück an die armen Jahre im letzten Jahrzehnt. Hast viel gearbeitet und wenig geerntet. Statt Weizen gab es immer wieder Staub und Hitze und entsetzliche Trockenheit. Den besten Mutterboden auf deinem Feld zermürbte dir der Wind und türmte ihn in hohen Haufen an deiner fence entlang. Wie in der Sahara kein grüner Halm zu sehen! Furchtbare Hoffnungslosigkeit brütete in deiner Seele und breitete sich auf deinem Antlitz. Mit einem bisschen relief solltest du dich und die Deinigen ernähren. Musstest dich des öfteren noch drum wehren und allerhand versuchen, um dein Recht zu behaupten.

Um EINES brauchtest du dich NICHT zu sorgen: das war der jährliche Steuerzettel. Er kam dir stets wie von selber in die Stube geflogen. Und welche Last er dir auferlegte! Genau so gross und schwer, als hättest du eine Bombenernte gehabt. War es nicht unverständig? Wussten die Regierungsmänner nichts von deinem Schicksal? Sie wussten es schon; aber sie besteuerten wie immer, nach dem Alten Schema F, dein Eigentum! Ein jeder sieht, wie ungerecht und unausführbar das unter Umständen werden kann. Denn was hast du von deinem Land, wenn dir nichts darauf wächst! Und es ist doch wahrlich nicht deine Schuld, wenn alle Gewalten der Natur sich unbarmherzig gegen dich verschwören! Aber stell dich auf den Kopf—"it is the Law!" Wäre es da nicht viel verständiger, dein jährliches EINKOMMEN zu besteuern? Wo viel einkommt, würde viel abgegeben an die Gemeinschaft; wo wenig einkommt, wenig. Das ist so klar wie 2 mal 2 vier ist. Aber was kannst du machen? All deine Einsprüche helfen nichts. "It is the Law."

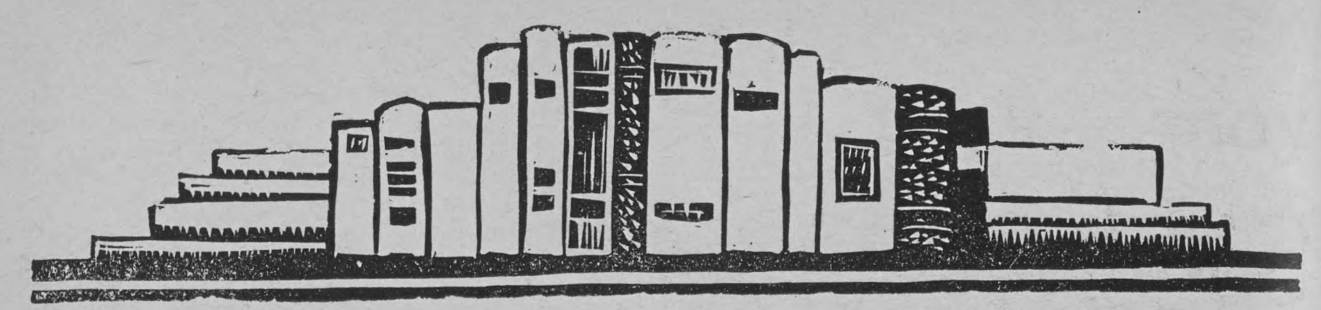
Dieses "law" hätte schon längst geändert werden sollen. Aber diejenigen, die du dir alle 4 oder 5 Jahre ins Parlament wählst, lassen es bestehen. Betrachten es als sacrosanct und unantastbar. Rütteln nicht daran und lassen es dir auf dem Nacken, selbst wenn dein Haus und Hof dabei zugrunde gehen. Viele Arme aus dem Mittelstand SIND schon daran zugrunde gegangen. Die Regierung hat sie aus Haus und Hof "hinausgetaxt". Drunten in Minnesota ist jede dritte Farm verloren gegangen an die Grossbanken, die Landcompanies oder an den Staat für rückständige Steuern. In Wisconsin beinah jede zweite! Ist es nicht ein Trauerspiel? Ich nehme an, du bist eine ehrliche Haut. Nun denke dir. Hast 'ne homestead aufgenommen vor vielen Jahren; hast mit deinem Schweiss jeden Acker benetzt, all dein Geld hineingesteckt und die besten Jahre deiner Manneskraft. Hast mit 1000 Fäden dein ganzes Herz daran gehängt. Aber durch widrige Umstände, am meisten durch die grossen Rechte der Reichen und die unbarmherzige Steuerpolitik des Landes, bist du vom Eigentümer zum Renter und "share cropper" hinabgedrückt worden. Und dort, wo man's hätte verhüten können, keine Stimme und keine Handbewegung, um dir beizuspringen und dich vor dem Bankerott zu bewahren. Business is business. Oder in kalter Advokatensprache: "It's the Law!"

Auf der canadischen Seite geht's nicht viel besser als beim südlichen Nachbar. Auch hier dreht die "property taxation" gar manchem den Hals herum. Es grenzt fast an Konfiskation (gewaltsame Enteignung). So sind (gemäss 1937 Royal Commission on Federal-Provincial relations) ⅔ aller Häuser in den 52 Städtchen Albertas verloren gegangen an die Municipalities. Es ist traurig für die ehemaligen Besitzer. Es ist auch verwüstend für die Finanzverwaltung. Denn jedes konfiszierte Eigentum verringert die Möglichkeit der Besteuerung und folglich die Einnahmen zur Bestreitung öffentlicher Ausgaben. Eine widersinnige Geschichte! Man massakriert die Gans, die die goldenen Eier legen soll! Aber das stört die Regierungsmänner nicht. "It is the Law."

Die Fehljahre haben auch die Verschwendung im Staatshaushalt vor das Publikum gebracht. In guten Zeiten, wenn die Taler über die Kasse rollen, kümmert man sich wenig über die öffentlichen Ausgaben. Man lässt die Regierung gewähren. In armen Jahren prüft man sie um so mehr. Da wird's einem jeden klar: "too much government in Canada" und deshalb zu viele unnötige Auslagen. Neuaufteilung und Zusammenschweissung der westlichen Provinzen erscheint als das Gebot der Stunde. Aber siehe da: "whose bread you eat, whose praise you sing!" Gewissen Kreisen passt so ein Vorschlag nicht. Sie reden dagegen und verstecken sich hinter uralten Gesetzen, die ins moderne Leben mit seinen Riesenproblemen hineinpassen wie eine Faust auf's Auge; wie ein Baby-Schuh an einen Männerfuss. "It's against the Constitution", schreien sie und opfern das Volk mit all seinen Nöten einem alten Fetzen Papier. Das Gegenteil sollte geschehen. Aber was kannst du machen? "It's the Law!"

Zum Schluss noch einen Beitrag zur vielgerühmten "freedom of conscience" (Gewissensfreiheit). Sie ist schon immer ein Ideal der Demokratie gewesen. Ist noch im "Atlantic Charter" neugefasst und verkündet worden. Nun betrachte mal deine Kinder in der "Public School". Sie hören nie etwas von Christus; wohl aber allerhand von literarischen "clowns" und Scheingrössen. Und was noch viel schlimmer ist: sie müssen Geschichtsbücher studieren, die oft von Kirchenfeinden und Christushassern zusammengebraut

(Fortsetzung auf Seite 15.)



Allerlei Interessantes - - -

Zum Nachdenken für die Eltern

Wenn manche Eltern wüssten, wie schwer Kinder unter ihren Streitigkeiten leiden, würden sich viele hüten, ihre Meinungsverschiedenheiten vor den Kindern auszutragen. Es soll hier nur ein Fall angeführt werden: Eine Frau hatte einen sehr heftigen Mann, welcher seine Frau oft roh und grob anfuhr. In einer Nacht kletterte das fünfjährige Söhnchen zu seinen Eltern in das Bett. Als er dachte, der Vater schlafe fest, schlug er diesem mit aller Kraft ins Gesicht. Natürlich fuhren beide Eltern in die Höhe und machten Licht. "Was fällt denn dir ein, mich zu schlagen?" fragte der Vater. Der Kleine machte ein ganz erschrockenes Gesichtchen und gab keine Antwort. Als der Vater die Frage sehr ernsthaft wiederholte, sagte der Junge: "Weil du immer grob bist mit der Mutter. Ich habe gemeint, du schläfst und merkst es nicht. Wenn ich aber einmal gross bin, stosse ich dich unter ein Auto, damit du Mutter nicht mehr schimpfen kannst."

Welch schreckliches Wort für den Vater! Es hat aber geholfen.

Was eine Frau sein und nicht sein soll

Es gibt drei Dinge, die eine Frau, die mit häuslichen Talenten körperliches und seelisches Gleichmass verbildet, auf der einen Seite besitzen und auf der anderen Seite entbehren soll.

Sie soll der Schnecke gleichen, die nur selten ihr Haus verlässt, sie soll anderseits aber auch wieder nicht wie die Schnecke ihr ganzes Hab und Gut auf dem Rücken herumtragen.

Sie soll sich ferner an dem Echo ein Muster nehmen, das nur spricht, wenn es gefragt ist. Dagegen soll sie dem Echo nicht darin gleichen, dass sie stets das letzte Wort hat.

Endlich soll sie in ihrem Tun und Handeln die Regelmässig keit einer guten Turmuhr zeigen.

—o—

Der Preis einer hl. Kommunion

Kardinal Newman war zuvor Erzdiakon der protestantischen Kirche mit 100,000 Franken Jahreseinkommen. Er studierte die katholische Religion und wurde schliesslich auch katholisch. Vor seiner Bekehrung sagte ein Freund zu ihm: "Wenn du katholisch wirst, verlierst du jährlich 100,000 Franken." Newman rief aus: "Eine heilige Kommunion ist mehr wert."

Was ein jeder liebt

Jemand machte folgende Feststellung:

Mit einem Jahr liebt der Mensch sein Mütterlein, mit fünf Jahren seinen Vater, mit zehn die Ferien, mit 15 die Freiheit, mit 20 den Tanz, mit 30 seine Frau, mit 40 seine Kinder, mit 50 sein Mass Bier, mit 60 seine Ruh, mit 70 und darüber sein Leben — und zu allen Zeiten sich selbst.

—o—

Vom grössten Uebel

An einem Ausflugsort lag ein Fremdenbuch, in das die Besucher alles mögliche in Zeilen und in Reimen eintrugen. Eines Tages schrieb ein nicht ganz sorgenfreier Gast die mit Beziehung auf seine Lage Verse Schillers:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel grösstes aber sind die Schulden.

Ein anderer schrieb darunter:

Die Schulden sind der Uebel grösstes nicht,
Das grösste Uebel ist die Zahlungspflicht.

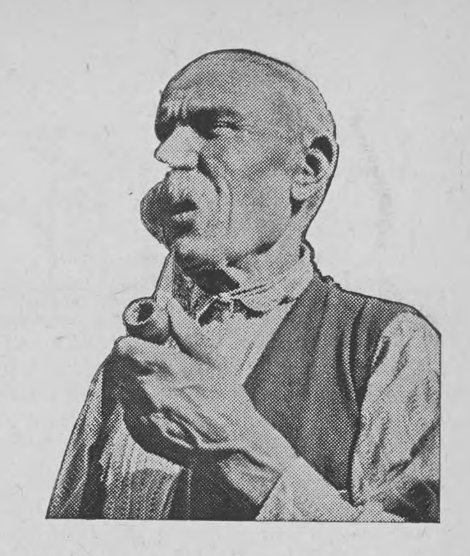
Aber auch daran fand jemand etwas auszusetzen und schrieb:

Auch dieses ist der Uebel grösstes nicht,
Denn übler ist noch der daran,
Der zahlen soll und doch nicht zahlen kann.

Darunter setzte ein vierter die Zeilen:

Du irrst dich, Freund, nicht schlecht,
Du kennst des Lebens Not nicht recht:
Den Schuldner kümmern Schulden nicht,
Er lacht dem Gläub'ger ins Gesicht.
Am schlimmsten geht es diesem oft,
Weil er umsonst auf Zahlung hofft.

vom Schusterseppel



Liebe Leit.

Ich, der Schusterseppel und ein getreier Leser vom Mariabot, ich hob eich im letzten Mariabot verzählt, wie dass die Klecknerin dem Hollinger Franz sein baby boy mit dem Kerbel Anton sein baby girl vertauscht hot, grad, wie der Franz und der Anton mit die Taufpote komme sein, die babies zu holen fier das getauft werden.

Wie der Anton und der Franz zur Gemserin h'neinkomme wore, und mit dem Franz und dem Anton der Tarkman Joe und anre Taufpoten, da is die Klecknerin schon fortgewest.

"Da schauts, Leit, was desch ein Bub is!" hot der Franz gerufe, wie er h'neinkomme wor, und hot uf das Kind gezeigt, was welles er gemeint hot, dass es sein Kind sein tut. Und der Anton is gleich uf den Franz zu, is dann wieder fort von ihm, hot sein baby g'nomme, und hot kommandiert:

"Und sell is mein Madel, Franz, dass du's weisst. Kein scheneres Madel tut's net geben im ganzen district. Vier Buben hob ich daham, und jetzen hob ich auch ein Madel. Gemserin, kommt's daher, da hobt's ein Dollar von mir. Und der Franz soll eich auch ein Dollar geben, vonwege weil mir alle zwei eine grosse Freid hen. Der Franz hot jetzen endlich seinen Buben, was wellen er sich lange Johre gewunscht hot, und ich hob jetzen ein Madel, was welles ich mir auch lange Johre gewunscht hob."

Und mit solle Worte hot er der Gemserin ein Dollar gebe, und der Franz hot dasselbe geton. Nochher hen die Weiber von die Taufpoten die babies uf ihre Arm g'nomme, und alle sein sie h'nieber zur Kerch, fier uf die Tauf.

Wie sie in die Kerch h'neinkomme wore, hot der Poter schon uf sie gewortet.

"Jetzen woll'n mir erscht eimol ufschreiben, wie dass die Kinner heisse soll'n und wo und wann sie geboren sein," hot der Poter ieber den Franz und den Anton gesproche.

"Poter", hot der Franz druf gesproche, "desch mit die Nomen hen mir, dass heisst der Anton und ich, schon mit unsre Weiber ausgemocht. Mein Madel werd Josephine geheisst, und dem Anton sein Bub werd's ihr uf Joseph taufen."

Der Poter hot sich unnerdessen alles ufgeschriebe, was sich g'hert, dass man's fier das Taufbuch ufschreibe tut, und nochher is er gange und hot die Kinner g'tauft. Wie solle Tauf vorbei wor, do hen der Franz und der Anton dem Poter die Hand gebe, hen sich in der Kerch schnell hing'kniet, ober nur fier eine halbe Sekunde und nur uf ein halbes Knie, und dann sein sie gleich und schnell h'naus zur Kerch, wie als wenn's brennen tät. Die Taufpoten und die Weiber sein ihne mit die babies auch gleich noch, und alle sein h'nein zumm Tarkman Joe in die blacksmith shop.

Dorten hot der Tarkman Joe schon alles fier ein fiesses Taufessen und -trinken fertig g'hat. Die Weiber hen die babies uf dem Joe sein Bett niedergelegt, und nochher hen sich alle an den Tisch hing'huckt und hen gesse, g'trunke, geschwätzt und g'lacht.

Wie sie so am Tisch g'huckt hen und ihre good times g'hat hen, da uf eimol hot doch eins von die babies anfange zu schreie und zu lamentiere, wie als wenn es jemond stechen tät. Eins von die Weibsleit is gleich uf und hin zum baby. Zuerscht hot sie's uf den Arm g'nomme, hot's rumgetroge und geschauklet, wie ober das baby net hot still werden wolln, da hot eine von die Weiber g'sogt:

"Schaut's doch nach, Hublerin, ich mein, ihr werd's das Kind trocken lege müssen."

"Desch kann schon sein," hot die Hublerin druf zurieckgebe, und hot sich drang'mocht, das baby ufzuwickle. Wie sie's ufgewicklet hot, da uf eimol hot sie g'schaut, hot noch mal g'schaut, und dann hot sie die anre Weibsleit g'rufe, und alle hen sie g'schaut und hen gefliestret und gefliestret. Und sie hen so lange gefliestret, bis dass die Hublerin uf den Franz zugange is und ieber ihn gefrogt hot:

"Hollinger", hot sie gefrogt, "seid ihr's sure, dass ihr ein baby boy g'hat hobt?"

"Sure hob ich ein Buben, ein grossen und ein strammen Buben hob ich, desch sollt ich meinen",

hot der Franz ganz laut und ganz stolz zurieck-g'rufe . Die Hublerin ober hot ihn angeschaut, und wie sie ihn eine Weil angeschaut, hot sie gesproche:

"Hollinger, ihr hot ein mistake g'mocht. Sell is kein Bub, sell is ein Madel, was ihr heit zur Tauf getroge hobt."

"Ein Madel? Seid's ihr b'soffe? Joe, dass du mir der Hublerin kein Bier mehr gibst, die hot g'nug fier uf drei Wochen, ha ha ha haaa!"

So hot der Hollinger Franz g'rufe und g'lacht und hot sich gleich noch ein Bier g'nomme, was welles Bier er mit ein Schluck ausgetrunke hot. Wie er ober noch net mil sollem Schluck fertig wor, da sein die anren Weibsleit uf ihn zu und hen gerufe:

"Hollinger, ihr seid's b'soffe, b'soffe schon die ganze Woch', dass ihr gornet mol wisse tut, ob's ihr ein Madel hobt oder ein Bub. Sell, was ihr heit zur Tauf getroge hobt, is kein Bub net, sell is ein Madel!"

Da is ober der Franz ufgesprunge und is h'nieber zu sein Kind. Und mit ihm sein der Anton und der Joe. Alle hen sie uf das baby g'schaut, und alle sein sie stumm und still worde vor lauter Verstaunung. Denn was sie g'sehe hen, desch wor kein Bub net, desch wor ein Madel.

"Leit, ich hob ein Buben von daham mitg'nomme zur Kerch. Mein Weib hot's g'sogt, das is ein Bub. Sell da is mein Kind net, ich hob ein Buben g'hat, und ich will ein Buben mit hamnehme."

"Franz", hot druf der Joe gerufe," seid's ihr's werklich sure, dass ihr ein Buben g'hat hobt?"

"So sure wie dass ich verheirot bin", hot der Franz g'rufe, und is ganz rot worde im G'sicht vor lauter Uffregung. "Wo is die Gemserin? Wo is die Gemserin? Die muss her. Die hot mir's Kind verhext, die damische, die schlechte", hot der Franz uf eimol ganz laut g'schrien, und is h'naus zur Tür.

Wie er h'naus wor, da uf eimol is der Hublerin ein Gedanke komme. Schnell is sie uf dem Anton sein Kind zu, hot es ufgewickelt und ausgezoge, hot geschaut, und hot g'rufe:

"Do hobt ihr's, do hobt ihr's! Anton, seid ihr's sure, dass ihr ein Madel zur Tauf gebrocht hobt?"

"Was? Tut mein Madel auch net kein Madel sein?" hot der Anton ufgeschrien, und is uf sein Madel zu, hot g'schaut, und hot gebriellt:

"Sell is ein Bub! Sell is net mein Kind! Sell is verhext! Wo is die Gemserin? Die werd mir gleich doher und ich werd . . ."

"Jetzen ober still. Tut's eich net schämen, du und der Franz? B'soffe seid ihr's gewest die ganze Woch, so dass ihr heit net wisse tut, ob's ihr ein Madel oder ein Bub g'hat hobt. Sell is eier baby, und sell is dem Franz seins. Und dass ihr's wiessen tut: Ihr hobt's ein Bub und der Franz hot ein Madel."

"Ich hob kein Bub net. Mein Weib tut wissen, was sie geboren hot. Und sie hot g'sogt, wie dass sie ein Madel hot. By gosh, Leit, helft's doch, helft's doch. Ich kann doch kein Bub net hamnehme? Mein Weib tut mich h'nausschmeisse. Leit, was soll ich tun?"

Wie er so gesproche und gejammret hot, da is die Tür ufgange und h'nein is der Franz komme. "Anton", hot er g'rufe, "die Gemserin hot unsre babies net gewotscht, sie is in der Kerch gewest und die Klecknerin, die Hex, die krüpplige, is bei die babies geblieben. Ich hob alles ausgefunne, alles. Die Klecknerin, die hot mein Kind verhext. Gleich kommt's mit mir h'nieber zum Poter. Sell muss der Poter ausgleiche. Denn was mit die Hexen zu tun hot, desch g'hert zum Poter, vonwegen weil es teiflisch is."

"Jetzen weiss ich, was los is, jetzen weiss ich," hot die Hublerin dazwischen g'rufe, "die Klecknerin hot eire babies vertauscht, da, Franz, is eier Bub, und dohier, Anton, is eier Model."

Wie der Franz und der Anton sell g'hert hen, sein sie gleich uf die babies zu und hen sie ufg'nomme:

"Sell is mein Bub, ich kenn ihn, da schaut's her, Weibsleit, tut's ihr's net sehn, desch er meine Augen hot?" So hot der Franz geschrien, und der Anton, mit sein Madel uf'm Arm, hot auch gerufe, wie dass er sein Madel erkenne tut.

"Halt", hot die Hublerin ober dazwischen gerufe, "die Kinner hen mir. Ober, Leit, du lieber Himmel, die Kinner sein ja verkehrt getauft. Dem Franz sein Bub is uf ein Madel, und dem Anton sein Madel is uf ein Bub getauft. Desch is net richtig und die Tauf is net richtig. Mir werden zurieck müssen zum Poter."

So hot die Hublerin gesproche, und alle anre sein uf eimal still worde, bis dass der Anton g'rufe hot: "Dunnerwetter, die Klecknerin, wenn ich die in meine Finger bekomm. Was werd der Poter sogen? War fier ein impression werden mir bei ihm hobe?"

"Anton", hot der Franz dazugebe, "jetzen werden die Kinner noch eimol getauft werden müssen. Oder desch sog ich dir: Die Klecknerin, die werd mich net vergessen."

Unnerdessen hen die Weibsleit die Kinner wieder angezogen, hen die Mannsleit gerufe, und alle sein sie h'nieber, zurieck zum Poter. Wie sie zum Poter komme sein, hen die Weibsleit dem Poter die Geschichte verzählt. Der Poter hot gut zug'hert, wie dass sich alles zugetroge hot, dann hot er uf den Franz und uf den Anton g'schaut und hot g'sogt:

"Hollinger und Kerbel. Ich werd's eich eimol was sogen. Was die Klecknerin g'mocht hot, is net schen gewest. . ."

"Sell kann niemond net approven, gelt net, Poter", hot der Franz dazwischen g'rufe, ober der Poter hot ihn gleich gestoppt:

"Jetzt tu ich reden, Hollinger", hot er g'sogt, "und ich muss eich sogen, desch ihr zwei, du und der Anton, eich gornet gut ufgefiehrt hobt, getrunke hobt ihr's die ganze Woch, und kein gudes Beispiel hobt ihr net gebe. Ich will die Geschicht vergesse. Desch ihr zwei mir ober keine troubles net mocht in der Pfarrei und mit der Klecknerin. Die Kinner breich ich net mehr taufe. Beide hen sie den heiligen Joseph fier ihren Namenspatron, und beide sein sie richtig getauft. Jetzten geht's gleich ham zu eire Weiber, und desch ihr mir nix net mehr trinke tut."

Mit solle Worte is der Poter h'naus zur Stuben. Der Franz und der Anton hen ihre Kinner g'nomme und ihre Taufpote und auch ihren Freind Joe Tarkman, und sein h'naus zum Pfarrhaus. Gleich hen sie ihre Kinner hamgeschafft uf die Farm. Ihre Weiber hen noch nix net gewiesst von der story, was ihnen passiert wor. Der Franz und der Anton hen ober fiess Aengsten g'hat vor der Stund, wenn ihre Weiber alles ausfinne werden. Aus sollem Grund sein sie gleich von daham weg, zurieck zum Tarkman Joe in die blacksmith shop. Und dort hen sie gerdt und berote, was denn jetzt zu tun sei.

Was der Franz und der Anton berote hen, sell, liebe Leser und Leserinnen, werd's ihr im nächsten Mariabot lese.

Bis zum nächsten Mariabot tut eich griesse

Eier Schusterseppel.

In der Kürze liegt die Würze

Der Journalistenverband von Philadelphia verlieh unlängst dem Reporter Harry Taylor einen im Vorjahr ausgesetzten Preis für die kürzeste Meldung. Taylor hat diesen Preis wahrhaftig verdient, denn er kleidete einen bedauerlichen Unglücksfall in eine Meldung, die trotz ihrer Deutlichkeit an Kürze nichts zu wünschen übrig liess. Sie lautete: "William Harder entzündete ein Streichholz, um nachzusehen, ob noch Benzin in seinem Tank war. Benzin war vorhanden. Alter 56 Jahre."

WIDERSTREIT

Mein Gott, in mir, welch grauser Widerstreit;
Zwei Menschen sind es, die dort ringen,
Der eine will Dir, treu und dienstbereit,
Ein Herz voll Lieb' entgegenbringen;
Der andre sträubt sich gegen Deinen Willen
Und hält mich ab, was Pflicht ist, zu erfüllen.

Im Kampfe mit mir selbst — ach, jammervoll;
Wie werd' ich finden Deinen Frieden?
Ich will — und tue niemals was ich soll.
Ich will — doch welch Elend hienieden;
Ich tue nicht das Gute, das ich liebe,
Das Böse, das ich hasse, stets ich übe.

Racine.





Es ist Gesetz . . .

(Fortsetzung von Seite 11)

worden sind, Heinrich VIII von England erscheint darin als Kulturförderer und Held der Reformation. Die Königin Elisabeth, ein sittliches und geschichtliches Ungeheuer in jeder Beziehung, wird darin zur "good queen Bess" gestempelt. Es ist Geschichtsfälschung im grossen Stil. Du hälst noch etwas auf deine Religion und es wurmt dich in allen Eingeweiden, dass deine Kirche vor deinen eigenen Kindern so geschmäht wird. Aber tu etwas dagegen. Weigere dich einmal, deine Kinder in solchen Lügenunterricht zu schicken; du würdest den Kürzeren ziehen. Wie sehr du dich auch gegen solche Knechtung sträubst: es hilft dir alles nichts. "It is the Law!"

Ein einzig Ding, dem Aug' zu nah' gebracht,
Wird uns den weiten Horizont verdecken:
So kann uns die beschränkte Alltagswelt,
Zu ernst genommen, lähmen und erschrecken.

Keim Verseuchung

Der Brummbär hat es nicht leicht da oben auf seinem Berge. Wie er aus seiner Höhe herauskommt, ist nichts wie Stein und Geröll. Er muss auf jeden Schritt aufpassen, sonst rutscht es irgendwo, und unten liegt man. Nun soll er den Menschen alles sagen, ehrlich und grob — und dabei muss man ewig aufpassen, sonst kann man jemand auf die Füsse treten, rechts oder links, und es gibt Krach. Links wäre ja nicht so schlimm, aber auch rechts gibt es gefährliche Hühneraugen, und wehe, wer drauf tritt.

Dabei geht dem armen Brummbär immer noch die Geschichte mit dem Schmutzfink durch den Kopf, und er sieht die elenden Schildbürger vor sich, wie sie mit teuflischer Wut an den Menschheits-Fundamenten herumhämmern, den **Seelen-Trieben**, die der Herrgott in die Menschheit hineingelegt hat, und die mit Gewalt aus ihr herausgerissen werden sollen. Und da soll man "nicht zu wenig, und **nicht zu viel** sagen", und acht geben auf die Hühneraugen.

Einen "blöden Vieh-Trieb" hat der Schmutzfink es genannt. Und doch ist es das Edelste und Höchste, dessen eine "Vögleins-Seel" fähig ist, etwas Göttliches, ein Anteil an Gottes Schöpfungs-Kraft. Nicht zu seinem Vergnügen: das Vögelchen schafft sich ab und reibt sich auf, hungert und friert; lässt sich eher in Stücke reissen, als sein Nest zu verlassen, wenn Elster oder Katze seine Jungen fressen will. Und das nennt man einen "blöden Vieh-Trieb", nicht nur bei den Vögelchen, sondern selbst beim **Menschen.** Nun, Schwamm darüber, wir haben dickere Hechte zu fangen.

Von drei "Natur-Trieben" sprach der Brummbär. Erstens der "Trieb zu Gott", und was er damit meite, hat er letztes Mal erklärt. Jetzt aber kommt der zweite: Der **Seelentrieb zur Familie**, und es war ja gerade von **dem** Triebe, worum es sich handelte beim Vögelchen (hm, dem Brummbär wirds Hochdeutsch schwer). Trieb zur Familie, auf dem die ganze Zukunft der Menschheit aufgebaut ist. Und gerade diesen Trieb suchen unsere modernen Schildbürger mit aller Macht auszurotten.

Den Brummbär treibt der Uebermut. Er möchte einmal für fünf Minuten Theologe sein. Da ist nämlich in der Theologie ein besonderes Kapitel, das immer mit besonderem Respekt behandelt wird. Es nennt sich: "de Sexto Praecepto et de Matrimonio". Darin will man den Priesterstudenten das Ideal und die Heiligkeit des Verhältnisses zwischen Buben und Mädchen erklären, sowie: den himmlischen Segen der Eheverbindung, den einzigen Paradies-Segen, den "weder der Fluch der Erbsünde, noch das Gottesgericht der Sündflut zerstören konnte", wie es in der Brautmesse so schön gesagt wird. Nun, am Eingang dieses Traktates möchte der Brummbär ein Gedichtchen setzen vom edelsten Heidenmenschen der Christenheit, unserem alten Schiller. Er kann es nicht ganz hersetzen. Es ist aus dem "Lied von der Glocke" und es würde den Artikel zu lang machen. Vielleicht druckt der Editor es anderswo in unserem Marienboten "auf Wunsch des Brummbärs". Darin könnt ihr lesen von dem "Gebild aus Himmelshöh'n", von namenlosem Sehnen, das des Jünglings Herz erfasst—errötend folgt er ihren Spuren—O zarte Sehnsucht, süsses Hoffen—das Auge sieht den Himmel offen" und so weiter.

Was schwätzt der Brummbär? Höre ich da Worte wie "Sentimentaler Quatsch" — "Unsere Moraltheologie hat was anderes zu tun als den Sexus anzuhimmeln" — Nun, Brummbär, dreh das Radio an. Da singt es schon: "Baby, baby, kiss me again, baby oh, oh." Nun denn, hier wird der "Sexus" nicht "angehimmelt", hier wird er ganz reell durch den Kot gezogen, mit Unschuld, Mutterideal, Brautliebe und all dem anderen "Quatsch" — und die Schweine wühlen ganz wohlig darin herum. Da hast du den "idealen Vieh-Trieb", ist es besser so? —

Der Brummbär wendet sich ganz energisch nach links, und schaut sich unsere modernen Schildbürger-Schweine an, wie sie wie rasend an den Menschen-Fundamenten der Ehe-Gatten- und Braut-Liebe herumwühlen. Wieder kommt ihm ein Gedicht von Schiller in den Kopf:

> Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen
> Im tiefsten Schmutze wälzte sich der Spott—

Was ist denn los? So lange die Welt besteht, hat es ja immer Unzucht gegeben, Ehebruch, ja himmelschreiende Verbrechen gegen das sechste Gebot. Auch als die Welt schon lange christlich war, und es hätte besser wissen sollen. Aber immer, selbst bei den Heiden, hat man solche Verbrechen als Sünde angesehen, als Frevel gegen die Menschheit. Man hat protestiert dagegen; blutige Kriege sind geführt worden um einen Ehebruch, eine Mädchenschändung zu rächen; selbst bei den wildesten Naturvölkern bestand (und besteht noch) die **Blutrache,** wo Vater oder Bruder schwören, die Ehre von Tochter oder Schwester mit dem eigenen Leben zu schützen, und am Frevler blutige Rache zu nehmen. Aber jetzt, seit dem letzten Krieg (denn vorher hatte man noch etwas christliches Em-

pfinden, wenigstens in der Oeffentlichkeit) geht ein rasender Kampf durch die ganze Welt: Mit Gewalt will man die Ehre des Mädchens, der Mutter, des ganzen Familienverhältnisses in den Kot ziehen, und zwar öffentlich, mit allen Mitteln, die die Hölle diesen Scheusalen zur Verfügung stellt: öffentliche Meinung, Mode, Presse, Radio, Moving pictures, selbst Schule und, Gott sei es geklagt, manche sogenannte "Christlichen" Kirchen. Warum? Haben diese Menschen keine Schwestern? Haben sie keine Mutter gehabt? wissen sie nicht, dass auf der Heiligkeit der Ehe unsere ganze christliche Zivilisation beruht? **Ja, sie wissen es, und deshalb** eben wüten sie. Sie wollen eben diese christliche Zivilisation mit Gewalt zerstören, und sie wissen, wo man sie am tiefsten treffen kann.

Aber du sagst: Es ist eben der Zeitgeist, oder auch: Es war immer so. Nein, es ist nicht der "Zeitgeist", es war nicht "immer so": Hier sind höllische Kräfte am Werke, die **systematisch, nach klar festgelegtem Plan** arbeiten: nicht für Geld, nicht um die Menschheit besser zu machen, sondern einfach **aus Hass**, aus Hass gegen das christliche Ideal der Unschuld, aus Hass—nun sagen wir es offen: aus Hass gegen die Mutter Gottes, deren Bild man in der christlichen Jungfrau, der christlichen Mutter zerstören will.

Das ist ja eben das Traurige, auch bei den Besten, dass man den höllischen Plan nicht sieht, und die teuflischen Mächte die da am Werke sind; und man glaubt, mit etwas Predigen, Radio-Ansprachen, Purity-Leagues, einem gelegentlichen Protest an die Regierungen, ein "Verbieten" unanständiger Zeitungen und Magazine mit genauer Bestimmung, wo im Bilde der Anstand aufhört und der "Unanstand" anfängt, könne man die Sündflut zurückhalten. Und unterdessen, wie eine Seuche, die die Lebensdrüsen des menschlichen Körpers zerfrisst, die Keimzellen des Menschenlebens, so zersetzt diese Pest die ganze Menschheit.

vom Brummbaer

Der Brummbär schaut auf die Ueberschrift, die er da oben über diesen Artikel gesetzt hat. "Keim-Verseuchung". Nun, jetzt wisst ihr was er meint. Er wollte erst sagen: Keim-**Vergiftung**. Aber **Gift** ist etwas Totes, und es kann die lebenden Keime die es angreift, nur zerstören. **Seuche** ist etwas Schlimmeres. Da sind lebendige Todeskeime, (Mikroben), die sich mit den Lebenskeimen im Menschenleibe verbinden, ihnen ihr eigenes perverses Leben mitteilen, so dass die Lebenstriebe auf falsche Bahnen kommen, und der Kranke am lebendigen Körper verfault. Das ist die Wirkung dieses geistigen Giftes an der Menschheit: Der Mensch wird pervers, er wird zum Scheusal, zu einem degenerierten Wesen, das tief unter dem Tiere steht, und nur gut ist, durch Gottesgericht vertilgt zu werden, wie die Menschen vor der Sündflut, die "zu Fleisch geworden waren", wie die heilige Schrift sagt.

"Zeitgeist", "menschliche Schwäche" — nein, hier stehen wir vor einem anderen Probleme. "There is method in this madness", sagt der alte Shakespeare. Oder unser Schiller: "Wär' die Idee nicht so verflucht gescheit, man wär' versucht, sie herzlich dumm zu nennen." Der Brummbär flucht nicht, er ist ja katholisch, aber beim Schiller braucht man es nicht so genau zu nehmen—und es passt ganz gut.

Ein systematischer teuflischer Plan, von Menschen ausgeheckt zum direkten Zweck, die christliche Kultur zu zerstören. Natürlich glaubt ihr es mir wieder nicht. Nun, so wollen wir uns die Geschichte der letzten dreissig Jahre ansehen.

Mit dem letzten Krieg war der Kampf gegen die christliche Weltordnung im öffentlichen Leben beendet. Man hatte endlich, nach drei hundert Jahren Hetze und Wühlerei, Gott und Seine Kirche aus dem Staatswesen, Gesetzgebung, Wissenschaft, Presse, Kunst und so weiter hinausgetrieben, endlich sogar aus der Schule. Das einzige was noch christlich war, war die **Familie**, die christliche Auffassung des Ehestandes, Zucht und Sittlichkeit wenigstens bei den Kindern. Die Familie zu "entchristlichen" war die nächste Arbeit im grossen Kampfe "Los von Gott". Man musste den **Einfluss der Eltern auf die Kinder** brechen—und dann die **christliche Familie auflösen**, dann war alles erreicht, wohin man seit 300 Jahren gearbeitet hatte. Schände das christliche Mädchen, die christliche Mutter, und die Welt ist reif für den Antechrist.

Erst das christliche Mädchen (denn mit Eva geht Adam auch zum Teufel). Vorarbeit war gemacht durch die gottlose Schule, aber wie hineindringen in die Familie? Da halfen Presse, Theater u.s.w. nichts, nur etwas konnte sich ins christliche Haus einschleichen, und das war die **Mode**. Also ausfinden, wie stark die Macht der Mode ist auf das Familienleben. Ein "Test-case", in seiner Raffiniertheit vom Teufel selbst ausgetüftelt, wurde versucht: Es ging ein Dekret aus vom Hauptquartier der Weltmode in Paris, dass alle Frauen und Mädchen—sich die Haare abschneiden müssten. An sich wohl harmlos, aber für das weibliche Geschlecht das grösste Opfer hier auf Erden. Heute verstehen wir gar nicht mehr, was das bedeute, für die Frau — und für den Mann und Burschen. Aber was half es? Bald stand das ganze weibliche Geschlecht geschoren da, wie die Schafe im Frühjahr. Und etwas von der Ehrfurcht vor dem weiblichen Geschlechte, wodurch der Heidenmensch zum zivilisierten Wesen geworden ist, ging verloren im Herzen des männlichen Geschlechtes, für immer. Sein Heiligenbild wurde zur geschorenen Katze.

(Das scheint lächerlich und übertrieben, aber wer es mitgemacht hat, versteht es.) Der erste Versuch war gelungen, also weiter. Das Heiligenbild musste zum "Fleischesbild" gemacht werden, das "Gebilde aus Himmelshöhen" zum Tier herabgewürdigt werden in den Augen des Mannes und Burschen.

Also Mode Nummero zwei: Die Kleider herab, damit der Bursche den Leib sieht, ehe er die Seele sieht, und in ihm die Sinnentriebe aufgepeitscht werden können, ehe sich die edle Seelenliebe entwickeln kann. Auch der Plan gelang, die Mode macht alles. Jahrelang lief alles, vom kleinen Schulmädchen an, halb nackich herum, die christliche Bescheidenheit, der Anstand, der immer der letzte Schutz der Unschuld war, ging zum Teufel. Der Bursch verlor alle Achtung vor dem Mädchen und sah in ihm — nur Tierisches. Wer es mitgemacht hat, in diesen tollen Jahren nach dem Krieg, versteht mich. Der anständige Mensch protestierte, aber alles half nichts. Die Mode, und alle Zeitungen der ganzen Welt hetzten: und gegen diese Macht kam kein edler Mensch auf. Nur etwas hätte den Wahnsinn aufhalten können: Die "Tuchfabrikanten" protestierten, da sie nicht mehr genug Kleiderstoff verkaufen konnten, und schon war man dabei, die Mode zu ändern, als der Protest des Papstes kam, und da erklärte man, dass dem Papst zu Trotz die Mode noch ein Jahr länger bestehen sollte, um der Kirche zu zeigen, dass sie nichts zu sagen habe — und es ging ein Jahr weiter.

Dann brauchte man dieses Mittel nicht mehr. Man hatte, was man wollte: Man hatte die edle, geistige Liebe, die christliche Auffassung des Geschlechtsverhältnisses im Herzen der Jugend zerstört; mit "Petting Parties", "Necking- und Kissing-Bees" schmiss man das unreife Zeug zusammen, nahm ihnen allen moralischen Halt, alle Selbstzucht, und "verdarb" sie einfach für ein edles geistiges Eheverhältnis fürs ganze Leben. Und das Kind von 14 bis 18 Jahren, und zwar öffentlich und durch das ganze öffentliche Leben; durch die raffinierteste Presse-propaganda, die man jemals gesehen hat. Kirche und Eltern standen diesem "Rasseverderber" hilflos gegenüber, der Staat lachte, und machte seine Politik.

Dann kam die "Tango-Zeit". Als die Jugend "reif" wurde, peitschte man in ihnen die tierischsten Leidenschaften künstlich auf (Anmerkung: dem Brummbär wird das Herz schwer. Er hat geschworen, die Wahrheit zu sagen, und zwar grob und offen, aber es wird schwer, verzeiht es ihm, aber gesagt muss es werden, man hat lange genug Schindluder getrieben mit unserer arglosen Naivität. Also trotz allem:) Man ging in Wald und Stall, und studierte das "Familienleben" (mehr darf ich nicht sagen) — der Tiere, und lehrte alles genau unserer unreifen Jugend in Foxtrot, Turkey-trot und all den anderen "modernen" Tänzen, und Presse, Radio, Malerei und Musik heulte Beifall. Der anständige Mensch war hilflos: es war eben die "Mode".

Und weiter. Jetzt war die Jugend reif zum "Ehestand". Verfleischt, ohne Selbstzucht, ohne Ideal, waren sie unfähig für das Opferleben des Ehestandes.

Moving pictures und True Stories Magazines lehrten sie, wie es gemacht wird in der "freien Liebe", man lief zusammen und auseinander wie es kam: Jede siebente Ehe in den "hochzivilisierten" Vereinigten Staaten endet mit "Divorce", und wieviele wären es, wenn man die Katholiken abzählte?

Endlich der letzte, teuflischste Schlag: man zerstörte des Edelste, das es je gegeben hat im Himmel und auf Erden: die Mutterliebe, den Muttertrieb im Herzen der Frau, und schuf so endlich das Idealbild der modernen Satan-Kultur: Das Weib ohne Mutterherz, und lehrte die christliche Welt den Rasse-Selbstmord.

Gott sei Dank, wir haben es gesagt. Es war hart, aber heraus ist es. Und wer denkt, es ist alles übertrieben, denke noch einmal, und er wird finden, dass es alles furchtbare, blutige Wahrheit ist. Der Brummbär hat nur die Hauptlinien dieses raffinierten Feldzuges berührt, den die Hölle gegen die christliche Kultur führt. Was da geschieht, ist schlimmer als das Abschlachten von Millionen unschuldiger Menschen in Russland und anderswo, schlimmer als alle Pest-Krankheiten, die jemals durch die Welt gegangen sind, schlimmer als der Krieg in dem wir leben, und den der Herrgott in seiner Weisheit zugelassen hat, als letztes Mittel, die Menschheit zur Besinnung zu bringen. Wenn das nicht hilft, dann kommt das "Ende mit Schrecken" — wie bei der Sündflut, aber nicht so sanft.

Schlussanmerkung des Brummbärs:

Mein lieber katholischer Freund. Bei dir ist es ja nicht so schlimm. Du hast noch deine Familie, deine Kinder, und dank dem Himmel, sie sind noch fromm und unschuldig. Du siehst aber jetzt, wovor unsere Heilige Kirche dich bewahrt hat. Aber "draussen" wütet die Pest ohne Halt und ohne Widerstand und reisst unsere moderne Welt ins Verderben. Ich freue mich, wenn du nicht verstehst, was ich meine.

So hat der Brummbär vom Kampf der Schildbürger gegen die zweite Grundmauer der christlichen Zivilisation gesprochen: Dem Gottes-Seelen-Trieb zur Familie. Von dem "Trieb zur Gemeinschaft" sprechen wir das nächste Mal, und da wird auch manches Sonderbare und Ungemütliche dabei herauskommen, mit "Hühneraugen" rechts und links. Betet, dass die "Schildbürger" nicht hinter den Brummbär kommen, es könnte was absetzen.

"Pst! Mutter schlaeft"

Waschtag hatten wir und ich sollte Brings Mutter Bescheid sagen. Die Sonne stand schon voll am Himmel, als ich an Brings Haus klopfte. Es dauerte nicht lange und Brings hässlicher Kopf erschien beim Fenster.

"Ach, du bist's? ... Sofort! ..." Kurz darauf hörte ich ihn vorsichtig über die Fliesen schlürfen. Als ich vor ihm stand, machte er "Pst!" — "Mutter schläft noch!" sagte er, "geh ganz leise! Auch die Kinder schlafen!" Er schob mich in die Stube: "Brauchst dich nicht zu schämen, geh nur! ..."

Die Stube war mehr ärmlich als einfach und roch stark nach Seifenwasser. Der Bretterboden war noch feucht. Auch Brings Arme waren feucht. "Ich habe schon alles sauber gemacht," sagte er, "und Mutter hat keine Ahnung davon. Sie hat heute Geburtstag, sie soll sich einmal ausschlafen. Gestern fielen ihr fortwährend die Augen zu."

Obwohl er geflüstert hatte, waren bei seinen Worten die Kinder erwacht. Sie lagen in einem breiten Bett neben der Tür; das kleinste hatte den Daumen im Mund und lutschte verschlafen daran. "Zwei Brüder und ein Schwesterchen," erklärte mir Brings.

Die Augen der Kinder irrten ängstlich zu mir herüber, dann suchend durch den Raum. Fanden die Mutter nicht. Blieben erstaunt am Tisch haften, auf dem unter einem Strauss Feldblumen ein braungebackener Napfkuchen stand. Weiteten sich noch mehr. Ein Weilchen war es still, dann verlangten sie mit ihren dünnen, hohen Stimmchen nach der Mutter.

"'Pst!" machte wieder Brings. "Mutter schläft noch; seid still, sie soll sich heute ausschlafen!"

Er kleidete die Kinder an und gab ihnen Milch zu trinken. Er kam sich wichtig vor. "Helft mir in der Küche Ordnung machen, dann kann Mutter noch länger schlafen," sagte er zu ihnen. Da taten auch die Kleinen wichtig und halfen Brings in der Küche. Von Zeit zu Zeit aber steckten sie ihr Näschen durch die Stubentür, denn der Kuchen hatte eine Riesenkraft, die sie nicht zur Ruhe kommen liess.

Eine gute halbe Stunde war vergangen, da fragte ich ihn: "Es ist schon halb zehn Uhr; wie lange schläft deine Mutter noch?"

"Eigentlich müsste sie bis morgen früh schlafen; sie hat die letzten Nächte durchgearbeitet. Heimarbeit. Das macht sie oft so und tagsüber wäscht sie." Er zuckte mit der Achsel. "Vater hätte nicht so früh sterben sollen! Wir haben keine Rente."

"Wie alt ist denn heute deine Mutter geworden?"

"Sechsunddreissig."

"Dann ist sie so alt wie die meine."

"Nein! Deine Mutter ist jünger."

Ich verstand ihn nicht. Er schien es zu merken. Er nahm mich bei der Schulter und sagte: "Euch geht es besser ..."

"Brings," stotterte ich, "Brings, ich werde dir jetzt immer mein Frühstücksbrot geben. Ich helf dir auch bei den Aufgaben ..."

Er lachte. Ich schämte mich.

Die Kinder hatten sich in eine Ecke gedrückt und spielten mit den Holzscheiten. Als Brings Feuer machte, stellten sie sich auf die Zehen und bliesen mit geröteten Wangen in das Herdloch hinein. Es dauerte nicht lange und der Wassertopf begann zu surren. Ich half Kartoffel schälen. Die Uhr tickte. Und irgendwo in einem Zimmer lag Brings Mutter und schlief und schlief. So lange, bis sie von selber erwachen würde ...

Als es elf Uhr schlug, verschwand Brings leise und vorsichtig einen Augenblick, um nachzusehen. Sie schlief noch immer. Als er zurückkam, warf er schweigend die geschälten Kartoffeln ins Wasser. Gab Salz nach. Der Dampf klapperte mit dem Deckel eine traurige Musik, den Marsch der armen Leute, die selten zu kochen und nie zu braten haben.

Um zwölf Uhr schob mir Brings einen Stuhl hin und ich musste mitessen. Die Salzkartoffeln waren nicht so schlimm; nur die Specksauce, ja die Sauce hatte doch einen zu starken Geschmack. Die Kinder schielten noch immer ins Nebenzimmer zum Geburtstagskuchen. Sonst taten sie, als ob die Mutter bei ihnen wäre. Brings horchte dann und wann auf. Nach dem Essen wurde Brings nachdenklich; er begann in der Küche auf und ab zu gehen und fortwährend nach der Uhr zu sehen. Ob die Mutter böse sein würde, weil sie die Arbeit versäumt hatte, fragte er sich wohl. Schliesslich entschloss er sich, die Mutter zu wecken. Ging wieder nebenan und man hörte eine Tür quietschen.

Lange blieb Brings bei der Mutter. Lange. Die Kinder waren zum Kuchen geschlichen und knibbelten.

Dann kam Brings.

Wankend kam er—ohne Mutter. Hielt sich im Gehen an der Wand. Sein hässlicher Kopf stand bleich und starr auf dem Rumpf, als gehöre er nicht mehr zu ihm. "Sie — schläft!" Seltsam schwer sagte er es.

Es herrschte Totenstille.

Ueber seine Schultern ging ein krampfhaftes Schütteln, als er den Geburtstagskuchen in Teile

schnitt und den kleinen Geschwistern von ihm gab. Aber er weinte nicht.

Zum Abschied sagte er: "Vorläufig habe ich keine Zeit mehr, in die Schule zu kommen!" Er lächelte. "Jetzt ... bin ich ... älter als du!"

Dann kniff er fest die Augen zu, noch immer ohne Tränen.

Ich raste nach Hause.

"Liebe, liebste Mutter!" Heulend flog ich ihr um den Hals. Gott sei Dank, sie lebte noch! Erstaunt sah sie mich an.

"Brings Mutter ist tot!" Ich konnte nicht zu Atem kommen. "Tot ... tot!"

Da küsste mich meine Mutter beruhigend und sah mir tief in die nassen Augen. Die Tränen sind mir wohl nur so über die Backen gelaufen.

"Und Brings ... hat nicht ... geweint!"

"So ...? Ja, das verstehst du noch nicht, mein Junge!"

Fest drückte sie mich in ihre Arme und weinte mit mir. Dann ging sie zu Brings.

Wann Männer zürnen sollen

Viele Männer zürnen nur zu Hause hilflosen Frauen und Kindern gegenüber. Wenn diesen ein Ungeschick passiert, ein Wasserglas zerbricht, das Geld nicht reicht zum Haushalt ... Und manche Männer geraten nur dann in Zorn, wenn sie schlecht gelaunt sind; wenn nicht alles so geht, wie sie es gerne hätten. Ihre Frauen und Kinder machen dann mit ihnen etwas mit!

Wenn hier zum Zürnen aufgefordert wird, so ist ein anderes Zürnen gemeint; das Zürnen, das auch Christus kannte. Ja, auch Jesus Christus, der Gottessohn. Die Heilige Schrift berichtet davon wenigstens an zehn Stellen ...

Christus war zornig im Herzen. An einem Sabbat schmuggeln die Pharisäer einen Mann mit einer abgestorbenen Hand in der Synagoge so vor Jesus hin, dass seine Blicke auf die Jammergestalt fallen müssen. Nicht aus Mitleid mit dem armen Menschen, nicht im Glauben an Jesu Wundermacht tun sie es, sondern "sie gaben acht, ob er ihn am Sabbate heile, um ihn anklagen zu können." Da will ihnen Jesus helfen, dass die Liebe durch ihre Herzenskruste durchdringen könne. Er sprach zu dem Manne: "Stelle dich in die Mitte!" Dann fragte er die Pharisäer: "Soll man am Sabbat Gutes tun oder Böses? Ein Leben retten oder zugrunde gehen lassen?" Sie aber schwiegen. Da sah er sie ringsherum zürnend an, erbittert über die Verstocktheit ihres Herzens. (Mk. 3, 1-5.)

Wenn in eurer Umgebung, ihr Männer, irgendwo die Armut missbraucht wird zur Sünde, zum Geschäft, zur Reklame, zur Gesinnungsmacherei, wenn sich irgendwo die selbstverständliche Liebe durch Paragraphen und Akten und Standesvorurteile und kalte Herzen nicht durchringen kann, wenn irgendwo echte Liebe scheinheilig ins Unrecht gesetzt und verspottet wird, dann zürnet, ihr Männer!

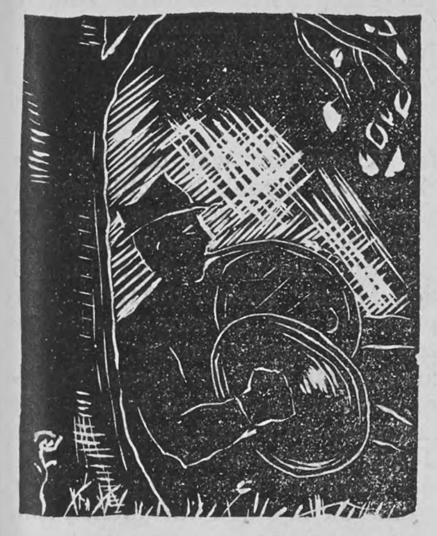
Lehre uns, Herr, das Zürnen, das recht ist im Mass und im Beweggrund!



"Lobet, ihr Engel Gottes den Herrn,
Die Himmel erzählen uns Menschen die Herrlichkeit Gottes,
Ihr Wasser und Wogen, preiset Ihn.
Frohlockend eilen Sonn' und Mond und Sterne ihren Weg zu laufen,
Zu leuchten dem Tage und vorzustehen der Nacht.
Regengüsse und Stürme, Feuer, Hitze, Kälte,
Finsternisse, Hagel und Blitzstrahl,
Berge und Hügel und alles, was da sprosst und wächst,
Was sich regt und lebt in Quell und Fluss und Meer:
Lobet den Herrn!"

"Ein Quentchen Frömmigkeit ist mehr wert als hundert Pfund Gelehrsamkeit; ein Tropfen wahrer Liebe edler als ein ganzes Meer von Wissenschaft."

"Wie jemand über einen Acker geht, in dem ein Schatz vergraben liegt, und keine Ahnung davon hat, dass er über Gold schreitet, so gehen die Menschen an dem Besten vorüber und achten nicht das Göttliche in sich und im andern. Und jede Stunde konnte es sie lehren und jeder Tag, wie im Herzen alles drinnen ist."



Der Sohn der Hagar

Roman von Paul Keller

(Fortsetzung)

"Wir biegen hier ab", sagte Hellmich. "Wir haben 's hier näher. 's is schon spät."

Robert gab der Frau ihr Paket, und sie dankte ihm herzlich. In dem Augenblick brach der Mond hell durch die Wolken. Er bestrahlte mit silbernem Licht Roberts Gesicht.

Da starrte ihn die alte Frau an.

"Sie — Sie — Sie —!"

Sie atmete schwer.

"Mutter, was is denn? Was is denn?" fragte Hellmich erschrocken.

Auch Robert war verwundert.

Die Frau erholte sich.

"Es — es is — is nischt — es war bloss — so eine Aehnlichkeit — ich seh' schon nich mehr gutt — und jetzt im Mondscheine — da bin ich erschrocken. — Da seien Sie nur nich böse — da nehm'n Sie's nur nich übel!"

Sie reichte Robert die Hand und verschwand mit ihrem Manne in der Gasse.

Robert schaute ihnen nach. Der Mond verschwand wieder hinter dunklen Wolken. Der Wind sang wieder sein trübes Lied. Und Robert tappte die finstere Gasse hinunter nach Hartmanns Haus.

NEUNTES KAPITEL

Es war Sonntag. Droben der Wächter stand im Sonnenschein. Er hatte nicht zu wachen. Friedlich lag rings die Welt in Sabbatruhe.

Vier Musikanten stiegen zu ihm herauf, jeder mit seinem Instrument. Als sie auf der Höhe waren, blieb Steiner stehen und kommandierte Halt.

"Kinder", sagte er, "mir is zumute wie einem abgesetzten Feldmarschall, der plötzlich wieder eingesetzt worden is. Oder wie einem bankerott gewordenen Kaufmann, der das grosse Los gewinnt. Oder wie einem alten Sofa, das 'n neuen Ueberzug gekriegt hat!"

Er strich mit der Hand zärtlich über seine Tuba.

"Wer hätte das gedacht! Vor a paar Tagen, da war mir hier beim Rübenaufladen noch so miserabel zumute, und jetzt bin ich raus aus der ganzen Schinderei und geh' Musik machen. Und wisst ihr, was der Doktor gesagt hat, wie a mich amal hat so schuften gesehen? 'Steiner' hat a gesagt, 'Sie sind gewissermassen 'n Pegasus im Joche'."

"Ja, aber seit du so schuftest, wirst du fett," sagte der Bäcker neidisch.

"E vero, e vero," schrie der Italiener. "A dutt sich ganz dicke arbeiden."

Steiner schüttelte melancholisch den Kopf.

"Das versteht ihr nich! Wenn ich dicker werde, gewissermassen 'n Bauch kriege, so is das nischt wie versetzte Kunst. Die setzt sich fest wie 'ne Geschwulst. Und mit 'm Herzen hab' ich's, das könnt ihr mir glauben. Setz'n wir uns ein bissel, es is noch zeitig."

Sie setzten sich unter den Baum.

"Kinder", begann Steiner aufs neue in lehrhaftem Tone, "in meiner Schlafkammer hängt ein Bild vom Grossen Kurfürsten. Das hat mir der Doktor geschenkt."

Die anderen drei sagten, der Doktor hätte ihnen ebenfalls ein solches Bild geschenkt.

"Es ist sein Nationalheld", sagte Steiner wichtig. "Und da hat er ja recht. Denn der Grosse Kurfürst ist ja 'n sehr tüchtiger Kaiser gewest. A hat Ordnung gemacht in seinem Lande, hat selbst zugegriffen, und vorher war da alles verliedert und verlumpt. Da soll man sich nu 'n Beispiel dran nehmen."

"Ich finde solche Beispiele anzüglich", sagte der Bäcker. "Denn wir waren gar nicht verliedert und verlumpt. Und ich wünschte, ich hätt' den Grossen Kurfürst gar nicht erst kennen gelernt, durch den bin ich bloss in Schulden gekommen."

"Jo anche", meinte Pohl, "bei mein' Padrone sitz ich schon mit vierzig Mark fünfundsiebzig in der Glemme. Wie ich 'm hab' 'ne Packpfeife gehau'n, hat a mir das Geld gegindigt. Aber damit hat a kee Klick gehabt. Und da dun wir uns halt wieder verdragen. Es is a ulkischer Gerl, mei Padrone."

"Na, kommt Zeit, kommt Rat", sagte Steiner. "Mit Zeit meine ich 's Frühjahr. Jetzt sind wir ja nu vorläufig wider amal Gott sei Dank auf einen Tag Musikanten."

Er nahm seine Tuba und begann ganz allein zu blasen. Es war eine gewaltig schmetternde Weise von rührender Einfachheit. Die Bassbegleitung zu einem Walzer.

Ein heimliches Zittern lief über den "Wächter." Es war, als ob ein alter, würdevoller Portier verstohlen über eintn schnurrigen Gast kicherte. Ein paar Häslein, die in einer Ackerfurche geschlafen hatten, wurden munter und ergriffen die Flucht, drei Krähen flogen kreischend dem Walde zu, und nur ein Trupp von Sperlingen kam heran. Die setzten sich in eine Reihe, hielten die Köpfe schief und verwunderten sich.

Steiner blies immerzu weiter. Da nahm auch der Bäcker sein Instrument und fing an mitzublasen, der Italiener ergriff seine Trompete und endlich setzte Robert Winter diesem musikalischen Torso den Kopf auf und blies auf seinem Waldhorn die Melodie: "Ob ich dich liebe, frage die Sterne."

Unten am Fusse des Hügels, jenseits des Teiches, am Giebel des Kretschams wurde ein Fenster geöffnet, und es winkte jemand lustig mit einem roten Tuche.

Die Lore!

Nach ihr schaute Robert Winter.

Auf dem Kirchturm aber, auf den um diese Zeit die Küstermagd gestiegen war, um zum Nachmittagsgottesdienst zu läuten, wurde aus der obersten Luke eine schwarz und weiss gestreifte Schürze geschwenkt.

Nach dem Kirchturm schaute der Bäcker.

Jenseits des Tales, auf einem gegenüberliegenden Hügel, trat eine stattliche Witwe vor ihr Haus in den Garten. Die winkte nicht, aber ihre Gestalt hob sich schwarz vom leuchtenden Himmel ab wie eine beträchtliche Wolke.

Nach dieser Wolke schaute Steiner, und er suchte seinem Bass immer innigere und tiefere Herzensklänge abzugewinnen.

Pohl, der Italiener, allein machte ein verdrossenes Gesicht und hörte bald auf zu blasen.

"Oh misero me! 's hat geen Zweck! Meine Liebste, die Maria Puchara, wohnt in der Stadt."

Sie bliesen noch ein zweites und drittes Stück, lauter Liebeslieder . Die Fahne vom Kirchturm wehte immer weiter, und keine Glocke rührte sich, die Wolke rückte langsam ein Stückchen nach Ost und blieb da in noch grösserer Deutlichkeit halten, viele Leute liefen im Dorfe zusammen, nur die Lore am Giebelfenster war verschwunden.

Da rückten endlich die Musikanten ab und bliesen im Marschieren: "Muss i denn zum Städtele hinaus, und du mein Schatz bleibst hier."

Sie waren alle froh, sie marschierten leicht und glücklich in den Herbsttag hinaus, und der Goldglanz ihrer Instrumente gleisste vor ihren Augen. Die Hände, die an rauhe Arbeit gekommen waren, spielten wieder mit kleinen, leichten Ventilen, und in ihren Herzen war lauter Klang.

* * *

Im Pohlsdorfer Kretscham war der Tanz in vollem Gange. Sonst war damals im schlesischen Landvolk die Klassensonderung so gross, dass alle Besitzenden und ihre Söhne und Töchter mit dem feineren "Kränzel", die Dienstleute aber nur bei der "'gewöhnlichen Musik" tanzen durften. Zur Kirmes wurde noch hie und da eine Ausnahme gemacht, da tanzte alles durcheinander.

Von Volkstrachten war auch in diesem Pohlsdorfer Kretscham nicht mehr viel zu sehen. Die Stadt hat ihre Maschinen aufs Dorf geschickt, ihre Zeitungen, ihre Trachten, ihre Sitten.

"O misericordia", seufzte Pohl während einer Tanzpause, als er eine dicke Magd auftauchen sah, die ihre Figur in ein Korsett gepresst hatte, einen entsetzlich geschmacklosen Hut auf dem purpurroten Kopfe trug und eine schreiend blaue Taille mit "modernen" Aermeln anhatte. "Misericordia, es is eene kreiliche ragazza. Brutta Brutta!"

Und er erklärte Schulze, dem Bäcker, dass sich italienische Frauen und Mädchen des Volkes niemals kleiden wie eine Signora, weil sie fühlten, dass dazu eine ganz stilechte Robe und das Auftreten einer Signora gehöre, und das niemals ein italienischer Mann aus dem Volke einen Zylinderhut trage.

"Die Maria Pachura is 'n Volkskindel! 'n Bohlenmädchen. Die hat 'n seidnes Gopftichel, das steht ihr nämlich krandios."

"Ja", sagte Steiner und wies auf die Volksmenge. "Das sind Insulaner des Lebens, die behängen sich gern mit unechtem Schmuck."

Ob dieses Ausspruches liess er sich anstaunen. Dass er ihn von Dr. Friedlieb aufgeschnappt hatte, verriet er nicht.

Und es kam Stück um Stück. Die Stimmung wurde immer lustiger, die Spässe derber, der Bier- und Schnapskonsum grösser. Auf den ungedeckten Holztischen, die an der Wand entlang standen, waren Bierlachen, lagen durchtränkte Filzdeckel, schwammen abgebrannteStreichhölzer undZigarrenstummel. Die Mädchen glühten von der Anstrengung des Tanzes und der ungewohnten Einschnürung der Leiber, die Burschen lachten überlaut über jeden Scherz, klimperten mit Silbergeld in den Westentaschen und hänselten einander.

Plötzlich riss Pohl die Augen weit auf und starrte nach der Tür.

"Mei Padrone!" sagte er zu Steiner und machte drei Takte Pause. "Welcher?" fragte dieser und liess den Bass schweigen. "Der in den verrückten garrierten Anzuge", sagte Pohl. "Und der andere, der mit ihm gommt, is 'n Bostassistent aus der Stadt. "Mensch, blas' doch!" mahnte Steiner, blies aber selbst nicht. Nun mischte sich auch der Bäcker ruckweise ins Gespräch, und die Musik

wurde immer lückenhafter. Nur Robert Winter blies deutlich und im Takte die Melodie.

Plötzlich brach auch er ab. Er starrte nach dem Eingang.

Die Lore!

Jetzt um zehn Uhr! Aus dem Nachbardorfe! Die Lore!

Unten entstand ein Tumult.

"Blasen!" schrien die Burschen. "Blasen! Ihr schlaft wohl ein?"

"Ja, blasen!" brüllte Steiner und schmetterte ein paar total verunglückte Töne in den Saal. Langsam und knarrend wie ein stehengebliebener Wagen setzte sich die Musik wieder in Bewegung.

Auch Robert Winter blies wieder. Aber eine Röte brannte auf seinen Wangen. Er verwandte keinen Blick von Lore. Sie sah zu ihm auf, lachte ein wenig und nickte mit leichtem Gruss. Und bald darauf kam der, den Pohl als den Postassistenten bezeichnet hatte, auf sie zu und tanzte mit ihr durch den Saal.

Wie sie lachte und wie der lange Städter verliebt auf sie einredete! Eine lustige, übermütige Weise erklang aus dem Waldhorn, aber das Herz des Musikanten pochte einen schweren Takt dazu.

In einer Tanzpause verliess Robert Winter den Saal und trat auf die Strasse. Er hoffte, Lore werde ihm nachkommen. Und er täuschte sich nicht. Das Mädchen huschte bald heran und fasste ihn am Arme.

"Gelt, Sie werden mich nicht verraten, Robert?"

"Was soll ich nicht verraten?"

"Nu, dass ich hier tanzen bin. Onkel und Tante Hartmann wissen nicht davon. Auch die Christel nicht. Ich hab' gesagt, ich hätte Kopfschmerzen und bin um neun in meine Kammer gegangen. Da hab' ich mich natürlich rasch umgezogen, und da bin ich eben jetzt hier."

"Aber Lore — Fräulein Lore — das — das passt sich ganz und gar nicht!"

Er sagte es mit gepresster Stimme.

Sie machte ein spöttisches Gesicht.

"Ach, Sie sind wohl auch so einer? So ein Mucker? Ich bin jung, und ich will mich amüsieren! Ich mag nicht das ganze Jahr eingesperrt sein. Und wenn Sie klatschen wollen — so klatschen Sie!"

Sie wollte ihm zornig den Rücken kehren, aber er hielt sie am Arme fest.

"Fräulein Lore — ich denk' ja gar nich dran, was zu klatschen. Es geht mich ja eigentlich gar nichts an. Aber sehn Sie mal, jetzt in der Nacht auf 'n fremdes Dorf gehen — auf den finsteren Wegen, da kann Ihn'n doch 'n Unglück passieren."

"Es ist bloss eine knappe halbe Stunde zu gehen", entgegnete sie . "Dann ist auch die Fischer Selma mitgegangen, und dann — dann haben wir übrigens auf dem Wege zufällig bekannte Herren aus der Stadt getroffen."

"Ja, den englischen Kaufmann und den — den Postassistenten", sagte er mit gepresster Stimme.

"Ach, die kennen Sie schon?"

"Ich hörte es so nebenher."

Er seufzte und stand vor ihr und wusste nichts mehr zu sagen. Sie schwieg auch und betrachtete ihn. Plötzlich begann sie zu lachen.

"Sie sind schrecklich komisch, Winter! Als wenn Sie eifersüchtig wären!"

Sie lachte ganz herzlich, und er wurde blutrot und fing heftig an zu schlucken. Dann, als das Mädchen immer leise weiterlachte, fasste er es krampfhaft an beiden Schultern und hielt es fest wie mit eisernen Klammern.

"Das tut weh, Winter! Das tut weh!"

"Lore — ich weiss nicht, was ich sage — was ich tu' — ich bin ganz verwirrt — ganz verrückt — es is schrecklich, Lore, ich lieb' dich, lieb' dich, lieb' dich!"

Und er presste sie mit eiserner Gewalt in seine Arme und küsste sie mit der ganzen Glut und Wut entfesselter Leidenschaft. Sie liess es geschehen und floh nicht davon, als die Umklammerung lokkerer wurde und sein Arme sich nur noch leicht und zärtlich um sie schlossen.

"Lore, ich bin ein armer Kerl — aber arbeiten will ich, arbeiten Tag und Nacht — mir nichts gönnen, mich kaum satt essen — alles dir geben — alles dir — ich habe dich lieb immer und ewig!"

Sie machte sich plötzlich frei.

"Wenn das die Christel gesehen hätte!" sagte sie.

Er zuckte die Achseln und lachte verlegen.

"Die Christel! Was mach' ich mir aus Fräulein Christel?"

"Tun Sie nich so, Winter! Sie is Ihn'n doch sehr gut. Das sieht man doch. Ich muss immer lachen, wenn ich denke, was die Tante sagen wird, wenn sie hört, dass die Christel Sie heiraten will."

"Heiraten — mich — die Christel? Aber ich denk' ja nich dran. Ich will ja — will ja doch Sie heiraten."

Da lachte sie wieder.

"Sie sind schnurrig, Robert! Ich bin zum Heiraten noch viel zu jung. Und jetzt muss ich wieder in den Saal. Und Sie werden mich zu Hause nich verraten. Um zwölf geh' ich sowieso schon wieder heim. Es lohnt kaum der Rede."

Er suchte noch einmal ihren Arm zu haschen, aber sie entschlüpfte ihm und verschwand im Hause.

Da stand der Musikant einsam in der Herbstnacht. Kalt strich der Wind um seine heisse Stirn, strich mit seinen kühlen Händen über die klopfen-

den, gefüllten Adern, darin das unruhige Blut jagte immer vom Herzen zum Kopfe, immer vom Kopfe zum Herzen. Und es schwammen heisse Gefühle stromauf, kluge Gedanken stromab, aber die klugen Gedanken ertranken bald, und der ganze rote Strom war voll Leidenschaft.

Die Arme schlossen sich über der Brust, noch einmal war dem jungen Manne, als hielte er die süsse Mädchengestalt umfangen, und der Gedanke, dass er sie geküsst, dass sie ihm nicht gewehrt habe, war wie ein Glückstaumel in ihm, und — er baute auf Weiberlieb' und Weibertreu' das Haus seiner Zukunft, das schnell, wie von Zauberhand errichtet, vor ihm stand und ihm mit grünen, freulichen Giebel und hellglänzenden Fenstern lockend entgegenlachte.

Da wurde er gestört.

Ein Stückchen die Dorfstrasse hinab hörte er zwei Männer zanken und ein Mädchen weinen. Das alte Lied von neuer Liebe und altem Rechte. Rasch wandte er sich und ging nach dem Tanzsaal zurück. — So blies er wieder seine Tanzweisen. In ihm war Seligkeit, Qual und schwere Unruhe. Seine Augen hingen immer nur an der einen. Wenn nun der Städter kam — und er kam in jedem Stück und tanzte lange mit ihr — dann musste Robert Winter alle Kraft zusammennehmen, dass er nicht sein Instrument fortschleuderte und hinabschrie: "Lass sie los — gib sie frei — sie ist mein — sie ist ganz allein mein!"

Ach, er durfte es nicht tun, er musste die Musik machen zu dem Tanz der anderen. Sein Gesicht war bleich, seine Augen glänzten im Fieber der Eifersucht. Weil der reicher war als er! Weil der ein paar Taler ausgeben konnte, und er selbst sich fünf Mark verdienen musste, deshalb durfte der mit ihr tanzen, durfte den Arm um sie schlingen, und er musste die Musik dazu machen.

Von draussen durch die Fenster des zur ebenen Erde gelegenen Tanzsaales schauten Leute herein, alte Leute, arme Leute, einige Kinder, ein Stelzfuss und — alle unehelichen Väter und Mütter des letzten Jahres. Nach einem Jahre durften diese jungen Ausgesperrten wieder mittanzen. Jetzt hatten sie erst eine Art Buss- und Trauerjahr durchzumachen. Nun standen sie draussen in der Herbstnacht und schauten mit sehnsüchtigen Augen auf die wirbelnde Lust. Zuweilen, wenn im Saal das Fensterglas anlief, kam eine mitleidige Seele und wischte mit einem Taschentuche die Scheiben blank. Die Lore tat das zweimal. Wie die im Saale alle fröhlich waren! Sogar die zwei taubstummen Mädchen lachten und tanzten immerfort. Da regten sich draussen in den Sünderherzen Reue und Leid, und die Mädchen suchten die Hand des Liebsten und fragten mit leisem Druck: "Wirst du mich heiraten? Wirst du mich wieder ehrlich machen? Werde ich wieder tanzen dürfen?"

Robert Winter, der die Dorfsitten kannte, sah oft nach den Ausgesperrten hin, deren Gesichter hinter den Scheiben matt sichtbar waren.

Und einmal, als gerade Lore vorbeitanzte und auflachte, durchfuhr ihn böse Furcht.

Ein Gesicht narrte ihn.

Das tanzende Mädchen verschwand, und er sah draussen im Garten mitten unter den Ausgeschlossenen die Lore stehen, sah ihr vergrämtes Gesicht durch das Fensterglas spähen, sah ihre süssen Augen weit wie Todesaugen starren. Er hielt das nicht aus. Er suchte mit flatternden Blicken die Tanzende, und da er sie lachend und gesund fand, grämte es ihn nicht einmal, dass der Städter wieder den Arm um sie geschlungen hatte.

Aber die Sorge liess ihn doch nicht los.

In einer Tanzpause suchte er noch einmal ihrer habhaft zu werden. Er traf sie im Saal.

"Wenn Sie nach Hause gehen, Lore, da geht doch die Fischer Selma wieder mit Ihnen?" fragte er bang.

"Ja doch —!" sagte sie ungeduldig. Sie sah ihn an, als ob er sie belästigt habe. "Natürlich geht sie mit!"

Als er wieder auf der Musikantenbühne stand, machte er sich Vorwürfe. Das war grob und frech von ihm gewesen . Er hatte kein Recht, sie zu schulmeistern, und es hatte in seiner Frage etwas wie Verdacht oder doch Sorge gelegen. Das war kränkend für sie. Was traute er ihr denn zu? Mit welchem Recht?

Er schalt sich schwer, und wie er so mit sich selbst zürnte und sich sagte, ein Mädchen wie Lore, das sich habe von ihm küssen lassen, könne er doch ruhig tanzen und wandern lassen, ward ihm wohler, und die wehe Spannung liess nach.

Dennoch gab er genau acht, als Lore sich gegen zwölf Uhr durch ein Kopfnicken von ihm verabschiedete. Die Fischer Selma ging mit, aber gleichzeitig verschwand der Postassistent, während sein Begleiter, der englische Kaufmann, dablieb und unter dem Gesange: "I'm a jolly good fellow — hipp, hipp, hurra!" unter stürmischer Heiterkeit des Publikums einen Besentanz ausführte.

Pohl, der Italiener, wollte sich totlachen über seinen "Padrone", obwohl er wusste, dass dieser den Seltsamen und den Spassmacher nur spielte, um sich populär zu machen, dass er sein eigener Reklamenarr war. Steiner, der sich etwas betrunken hatte, begann zu dem Besentanze auf seiner Tuba abscheuliche Töne zu grunzen. Der ganze Sall war in der Stimmung ausgelassener Heiterkeit.

Nur Robert Winter nahm an alledem keinen Anteil. Er stierte die grosse Wanduhr an, die ihm gegenüber war, und nachdem die Lore erst fünf Minuten fort war, raunte er Steiner zu:

"Haltet die Leute auf! Lasset sie Possen treiben! Macht eine längere Pause! Ich komme bald wieder". Und war draussen und stürmte ohne Hut die Dorfstrasse hinab.

Rannte in jagender Angst, hatte denselben bohrenden Schmerz in sich wie damals, als der Unteroffizier seine Mutter geschmäht hatte.

Eine Wegkreuzung kam. Ein alter Wegweiser stand da. Da hinüber ging's nach Teichau. Der Mond schimmerte schwach durchs Gewölk, die Strasse liess sich matt erkennen.

Robert Winter rannte den Weg hinaus ins freie Feld. Feiner Regen sprühte ihm auf die Stirn und vermischte sich mit den Schweisstropfen, die ihm unaufhaltsam über den Kopf rannen.

Da im unsicheren Mondlicht gingen zwei Menschen. Ein Mann und eine Frau. Er hatte sie um den Hals, er küsste sie.

Lore!

Da reichten die Kräfte des Musikanten nicht weiter. Lähmende, schwere Müdigkeit sank in seine Glieder, ein paar Schritte taumelte er nach vorn, wollte rufen, sich auf diesen Mann stürzen, aber er fühlte, wie seine Kraft dahin war, und kehrte langsam um.

Mit müden Schritten ging er nach dem Dorfe zurück. Mochte sie gehen. Mochte sie den Weg wandern, der zu Schande und Elend führt! Er lief ihr nich nach. Er wollte sie nicht warnen,. Sie war es nicht wert.

Erst ihn, dann jenen! Wer weiss, wen sonst noch! Alles an einem Abend!

Fünf Mark verdiente er heute. Die wollte er ihr schenken. Wollte die Küsse bezahlen. Denn Dirnen müssen bezahlt werden, und er wollte den Schandlohn nicht schuldig bleiben.

Fünf Mark waren genug.

Und übers Jahr würde sie in der Schande sein, war ihr falsches Jungfernkränzlein zerpflückt, zeigten die Leute mit Fingern auf sie.

Dann musste sie wohl fort aus ihres Onkels Hause, wurde ausgestossen.

Das war ihr recht. Er hasste sie. Wer so schön und lieb war, durfte nicht so schlecht sein.

Langsam ging Robert Winter weiter die trübe, nächtliche Strasse. Er kam wieder ins Dorf an den alten Wegzeiger. Dort war ein Meilenstein, auf den setzte er sich. Durch die Stille der Nacht gingen Strahlen einer fernen, hohen Gnade, heimlicher als versteckter Sternenschein. Und sie drangen in eine einsame Seele und wandelten Zorn und Hass in Trauer. O, dass dieser Glanz unterging, dass dieser Kranz verwelkte, dass diese roten Wagen erbleichen und sich dieses Lachen in ein Stammeln der Angst wandeln sollte!

An solch einem Kreuzweg würde sie eines Tages auf schwankenden Füssen in Frost und Not stehen und nicht wissen, wohin.

Sie und — das Kind!

Da richtete sich der einsame Mann auf.

Das Kind!

Zwei junge Augen schauen ihn an, zwei kleine, zitternde Hände sieht er tasten durch graue Luft, auf dem Wege vor sich sieht er ein junges, sterbendes Weib, hörte er ein klägliches Wimmern.

"Mutter!"

Und noch einmal zitternd . . . gebrochen . . .

"Mutter!"

Und dann rast er wieder hinaus ins Feld, den Weg hinüber nach Teichau zu.

Es darf nicht sein. Er muss sie retten. Muss! Darf so was nicht sagen, nicht denken! Es ist ja eine schwere Schuld zuerst über ein Weib das Wort "Dirne" zu rufen. Er muss sie finden, nach Hause bringen!

Leer das Feld. Leer der Weg.

Der Kretscham liegt in tiefer Ruh.

Da hebt Robert Winter die rechte Hand und schlägt ein Kreuz gegen das Haus.

Dann kehrt er um. Wenn er den Kameraden sagt, er sei krank gewesen, so ist das keine Lüge.

ZEHNTES KAPITEL

Stille Novembertage.

Die grosse Einsamkeit auf den Fluren. Den ganzen Tag liegen sie stumm und müde; nur am Morgen und Abend werden sie lebendig.

Dann tanzen die Nebelfrauen ihren Reigen. Von den Wiesen und Wasserbächen kommen sie her, wo sie sich gebadet haben, huschen im flatterhaften Gewande heran und tanzen ihre wirren Tänze, und die Weiden schauen zu wie alte Herren, die an losem Spiel noch einmal Ergötzen suchen

Es ist dann, wenn ein leiser Wind die Weise spielt. Wenn es ganz still ist, dann gehen die Nebelfrauen schwer und müde in ihren grauen Schleiern wie zur Totenfeier, und wo sie gegangen sind, hängen an allen Halmen und Erdschollen Tränen. Sie weinen, der Wind sei gestorben, und leichtfertig Volk weint schnell.

Bis der Wind ausgeschlafen hat und als Sturm erwacht. Dann kommt der grosse Hexensabbat, dann fliegen Nebelfrauen durch die Luft, tanzen auf Spitzen der Braumkronen, rupfen den Hahn auf dem Kirchturm, machen ihre waghalsigen Sprünge von den Bergen in die Täler, von den Tälern auf die Berge, und die alten Herren am Bachrand beugen die Häupter, denn diese Tollheit ist unter ihrem Geschmack und über ihre Kräfte.

Selten einmal sind die Nebelfrauen häuslich. Bei ganz klarer Luft bleiben sie den Tanzsälen fern und halten sich verborgen. Dann sieht man nur aus einem fernen Waldgrund einen leichten Rauch aufsteigen. Dort kochen die Nebelweiblein ihr Mahl und flicken die zerrissenen Gewänder.

Die grosse Einsamkeit auf allen Fluren.

(Fortsetzung folgt)

MARIENBOTE

CATHOLIC FAMILY MONTHLY JOURNAL

Vol. XII. July, 1944. No. 10.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922—24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

Between you and me . . .

● Summer time is usually called "vacation time", yet not infrequently it may also be called "vocation time". There are many who utilize this season of the year to decide on their own or their children's future. Now is the time when Johnny's or Mary's problem is threshed over the dinner table. All members of the family join in the planning. Even the uncles and aunts give their advice. Yet it often happens that everybody has something to say except the one whose entire future is being planned, and the one who in God's plan is most fitted to give such direction, the parish priest. Many vocations have been saved by timely consultations with one's confessor or the parish priest. Likewise, many boys and girls have drifted aimlessly through some of the best years of their life because of a lack of real direction and guidance. There are many books and pamphlets about the subject of choosing the right vocation in life. Your parish priest will gladly help you to find your own or that of those dependent upon you.

● In "You Can Make It—If You Try", Auleen Bordeaux Eberhardt describes for us some of the high moments in a priest's life, as well as his heroic act of love and sacrifice.

● "Must We Hate Our Enemies" is a timely article by A. LaVerdiere, which will solve many a personal difficulty. Many a heart will again find its peace if these words are fully understood.

● There is hardly a man, woman or child who does not desire "a good time", yet it seems to be the prerogative of youth to deliberately cast everything else aside in order that this urge of nature may be satisfied. Many do not know what is driving the young people into public places for amusements—or why they have these "single" dates. Many reasons may be suggested — but the problem seems to lack a universal answer unless one recalls that it is the home which should be the centre rather than merely the starting or finishing point of the young people's activities.

● Those who are inclined to think that Divine Providence does not take an active part in the affairs of men would do well if they read more articles like "A Writer Comes Home", written by John Patrick Gillese.

● In the August number we intend to have something of interest for the members and friends of the Missionary Association of Mary Immaiulate. Watch for it.

● May I ask new subscribers to send us their full address? Likewise, it would save us and the renewer a great deal of trouble if the renewal slip contained the name and address as pasted on the back of the Marienbote when it is mailed to the subscribers. Thank you for your co-operation.

Seasonal Thoughts

On the Precious Blood

While streams of human blood flow away, wasted, in Europe and in the West Pacific, for no cause at all except that of selfish greed, the Precious Blood of Christ still flows in the cause of charity, of love, of forgiveness, seeking to wash men's sins, to draw them to the cause of holiness, to show them the beauty of sanctity and moderation and self-abnegation. What a spectacle we have of a world gone wild because it has taken leave of God and follows the despair-driven dictates of him "who goes about the world seeking souls whom he may devour!"

Because man has a soul he becomes easily bored with the world and all in it, but not understanding this, he runs after all the fleeting pleasures of this world, seeking desperately to find happiness, thus to satisfy the divine hunger of the immortal spark within him. But all the foolish pleasures of earth cannot satisfy the soul, or bring it happiness; neither can the pursuit of money, or property, or power, and glory. For the soul, having come from God, thirsts after Him, and man, instead of feeding it with the Bread of Angels and the Divine Bloodstream which flows from the Cross, seeks to devour "the husks of swine."

When will foolish man understand that he is on earth not for the purpose of heaping up great wealth, or to become famous, or to wield great power over nations and peoples, but only for one purpose—to live a **good, Christian life,** to strive to become ever more perfect spiritually, to serve God through prayer and charity to his fellow man; in other words, to save his soul, and be ready to meet God when his life comes to an end.

The sooner we think and ponder over these truths, the sooner will we find real happiness, the peace and serenity that only those find, who have detached themselves from material things, and have trained themselves not to allow earthly happenings to disturb them too much. And even as our Lord, to prove how great was His love for us, permitted the Precious Blood to be drained out of His Body to the last drop, so also ought we to follow His blessed example and His exhortation to "Love thy neighbour as thyself;" for nothing gives so much happiness as dedicating our lives to service for others. And one need not be a religious or professional person to do this work, but any lay person with Christ in his heart, may assist the needy, the grief-stricken, or those in trouble, wherever he may find them.

Such a habit of thought and way of life usually takes years to acquire. The older one is when one begins, the slower the progress. That is why the advantage lies in training the child while young. The young child's mind is like a fresh, clean sheet of paper, on which nothing has as yet been written. Mothers and fathers therefore have the inestimable privilege of writing the first lessons on these blank sheets, and according as they write, so will the child's character be formed. In this perverted world of hatred and jealousy, pride and swollen ego, the Christian mother and father should labour hard to imprint upon the tablets of their child's heart the very opposite of these unhappy characteristics. They ought therefore from its earliest days teach the child and train in it those virtues which will not be forgotten by the grown man or woman.

"You Can Make It - If You Try"

Strangely enough, the first words George Bertsch said to me, when I was a small boy were the same as those he used years later when he spoke to me for the last time.

"You can make it, Peter—if you try," he said both times.

When he spoke to me the first time, he rescued me from a sinkhole into which I had fallen. And when he spoke for the last time, he helped me climb the sloping wall of a sinking ship so that I might escape through a narrow porthole.

George Bertsch, Terry McClain and I lived on farms in the valley of St. Julien. The valley was bordered by steep bluffs and hills on the north, east and west, and a winding river shut us in on the south. The land was so fertile and the farms so productive that the great valley was considered one of the richest farm districts in the middle west.

At the extreme end of the valley, close to the river, was the settlement of St. Julien with its general store, harness and blacksmith shop, garage, furniture and undertaking establishment, drugstore, lumber mill and feed store. Overlooking the village was the church built of picturesque native stone. Grouped about it were the school, the parish rectory, and the residence of the teaching Sisters.

The boys and girls in the vicinity of the village walked to school. Those under 10 who lived far up the valley came in farm wagons and trucks. George Bertsch, Terry McClain and other 12-year-olds had their own ponies and rode to school.

One October afternoon when the call of adventure ran high in my heart, I left the truck at the crossroads. "I'll walk from here, I know the way home," I boasted to the other seven and eight-year-olds.

Our farm was on a good road over to the east, but I decided to cross the fields and climb Hazelnut ridge. As I paused near the top of the slope I heard an unfamiliar noise. I turned my head. Not more than six feet away was a rattlesnake.

For a moment I was too terrified to move; then I dashed to the crest of the ridge and ran down the slope. In my haste I stumbled and fell into a sinkhole. The thin layer of leaves and soil and brush gave way beneath my weight and I plunged some 15 feet to the bottom of the hole.

I lay there for hours, badly frightened and in much pain. I couldn't climb out for I had sprained my ankle.

Twilight was deepening when the figure of a boy appeared at the top of the sinkhole. It was George. He threw down a rope. "You can make it, Peter—if you try. Tie this rope around your waist. Then I'll pull you up."

I did what he said and in a few minutes I was safely out of the hole. George carried me down the hill and lifted me onto his pony. He told me how the neighboring farm boys had been searching for me.

That I made George my boyhood hero goes without saying. I followed him everywhere I possibly could. I was heartbroken when he went away to school, but thrilled with pride when his letters arrived. Later, when he and Terry McClain enrolled at Columbia college in Tobique, nothing would do for me but to enter the same school the following fall.

Those years at Columbia stand out among the happiest in my life. We had royal times together in spite of the difference in our ages. George went in for college dramatics, and Terry for girls. Between them I had the time of my life, for I was tall for my age and was often taken for a senior.

One summer when we were all home for vacation George told us of his plans. We were fishing from the bank of the winding river on an afternoon in August. A century-old oak shielded us from the sun, and the air was so still that the slightest sound was magnified.

"Got him!" cried George, suddenly pulling a fish from the water. "So that's the rascal that ate all my bait and put up such a fight!" He chuckled as he extracted the hook. "Well, boys, I'll not be catching fish this time next year."

"Why not?" we inquired in high surprise.

"I'll be going to summer school. You see, fellows, it's theology for me this fall."

We looked at him in amazement as if we were seeing for the first time the handsome sun-tanned countenance, the hazel eyes that glowed with an inner fire, the thick wavy hair, the firm determined mouth.

"A priest!" ejaculated Terry. "But, George—that's drudgery."

"No, it's high adventure, with 101 ways of doing good. And it is what I want to do more than anything else in the world."

That fall George transferred to the theological department at the college. Two years later he sailed for Europe to complete his studies.

It was during his third year in Europe that Terry and I noticed a great change in his letters. Here he had thought of the priestly life in terms of helping young people cope with the temptations of modern living, and of assisting them to become staunch Catholics and better citizens. He had excellent ideas for building up parish and community spirit and he yearned to put them into practice. But now a strain of fear began to dominate his letters.

"Europe is seething with unrest," he wrote to me. "There is trouble deep down—and one of these days it is going to come to the surface. I see all these splendid youngsters growing up, and I cannot rid myself of the feeling that they are doomed to bitter tragedy, that they are being reared to young manhood only to die. I wish our country realized what is going on in Europe. Then we would be forewarned and forearmed."

I showed the letter to Terry, who was studying law at the state university, when he came home for his semester vacation.

"Oh, George is just stewing again," he said lightly. "He thinks another European war is coming. But I don't. And even if a war did break out over there it wouldn't concern us. We are not going to get mixed up in any more of their brawls."

Terry, with whom the years were dealing very well, was more handsome than ever. Black hair and deep blue eyes coupled with the build of an athlete made him a figure of interest, to say the least. He was headed for a brilliant career, for as soon as he completed his law studies he was to be taken into a prominent firm of attorneys in Tobique. Then too, Sharry Thompson, who had been prom queen at Carver college that year, had succumbed to his charm—as Terry put it. They were engaged to be married.

"George is going to officiate," Terry told me happily.

Meanwhile I had another year at college, and then I was going back to the farm. My sisters had married city men, and my father was anxious for me to carry on the work of farming the rich acres that had yielded so fine an income even during the depression years.

Presently George came home, covered with glory, so to speak, for he had been ordained in Rome. One of his first duties was to officiate at the wedding of Terry and Sharry. Of course, I was the best man and was properly envious of Terry's good fortune.

George jumped right into his youth work, and held three successive posts as assistant. He built up young peoples' societies, opened new fields of recreation for girls and boys, and organized parish activities.

Then one afternoon in the early summer of 1939, as I was getting ready to run the tractor into the field near by, his car turned into our farmyard.

"I had to talk to you, Peter," he said as he came toward me. "Let's go down into the meadow where we won't be disturbed."

He looked tired; his face, which used to have a ruddy glow of health, was a pasty white. He threw himself down on the grass and put his hands beneath his head. For a few minutes he lay there, utterly relaxed. Then he raised himself on one elbow and looked steadily at me.

"Peter," he said, "war is coming. The lid is going to blow off—soon. And no matter what we do or say, America is going to get into that war."

"But, George," I protested, "even if fighting does break out in Europe we won't be drawn into it. We are too far away."

He shook his head. "We won't be able to stay out," he said with deep conviction. "This new war will be terrible. Distances won't mean a thing, Peter. I know what I'm talking about. I was over in central Europe and I saw the preparations. War's coming, Peter, and eventually we will have to fight!"

I was startled at his vehemence, but I was not convinced. "How can Europe draw us into her battles? We just won't take sides."

"Peter," he returned, and his eyes were old with sadness, "we won't be able to help ourselves. And all our fine young men will go marching off to war . . ." His voice broke. Then he took up the conversation again. "That's why I'm going to enlist."

"What do you mean?" I ejaculated.

"I'm going to enlist as a chaplain in the navy," he answered, and all the fire had gone out of his voice. "I received permission from the bishop yesterday. I'm to leave shortly to take the navy tests. If I pass I'll be commissioned a lieutenant."

We walked in silence to the car. The clasp of his hand, with its story of strength and courage and determination, remains in my memory to this day.

The months sped by. And then, as George had predicted, young American men began to march away to training camps. I received my classification and realized that in a short time I would be called into service. So I enlisted in the

by Auleen Bordeaux Eberhardt

(Continued on page 35.)

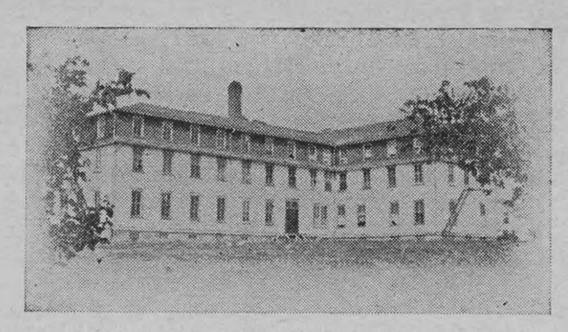
A LETTER FROM A SCHOLASTIC BROTHER

Dear friends:

Last month I told you about some of our Brothers who were to be ordained here at Battleford. Thanks be to God, the ordination has taken place and we now have two more Fathers in our Province. Rev. Father Michael Schatz, O.M.I., who has completed his scholastic course, will soon be receiving his first obedience. Rev. Father Alphonse Prince, O.M.I., will spend another year at Battleford where he will complete his final year of theological studies. In this letter, however, I wish to tell you something about another group of Brothers within our community.

We all know something about the life of the priest as he works in his parish or in the scholasticate and juniorate. We even have perhaps a vague idea of the life and studies of the juniors and scholastics who are aspiring to the priesthood; yet there can be but few who have more than an inkling of the life of the hidden apostles who are co-workers with the priests in their mission-fields, parishes and schools. To describe their life adequately would require many volumes of Marienbote magazines. I will not attempt it—not merely to save paper for the war effort, either. An old lay Brother, with whom I had many a heart-to-heart talk, will give you an insight into his life and vocation.

"Yes, I am glad that God gave me a lay Brother's vocation. Perhaps a lay Brother has to give up more than is required of other religious, yet I feel that this extra sacrifice keeps us much closer to our Master's heart and our ideal. I will not say that I have not had my share of spiritual and physical troubles. To say otherwise would not be quite the truth. I have had more to suffer, perhaps, than others. Yet the weight of our Lord's cross upon my shoulders has never been unbearable. The nearness of our Lord in my trials, and the knowledge that I could offer up even the slightest act and thought for the welfare of others, have sweetened every trial and difficulty.



Our Oblate Scholasticate at Battleford, Sask.

"I know that many have tried to live a lay-brother's life but after a more or less prolonged stay in religion have returned to the world. All of them had good will. The fact that these found the life too hard is not to be held against them nor against our religious life. God's vocation and grace is not given to all in the same measure, nor do all make the same effort to co-operate.

"What does one need to be a good lay-brother? Nothing but the pious and firm desire to do the work which God is calling one to do. Just as our Lord called the apostles to leave all behind them, to follow Him and be fishers of men, so He continues to call some to the priesthood and others to be the assistants of the priests and missionaries, namely lay-brothers. I have been such an assistant for many years. I have done almost everything in the line of work. I have tried my heart, hands and back in many ways. I will not say that I am a good lay-brother but I try to be such. I know that you pray for me at least sometimes. When you do, pray that I may be a good brother."

As he spoke these words, a mist seemed to draw over the brother's eyes and I guessed that he was thinking now not of the present but of the past. No doubt his thoughts were turning to the day, so long ago when, with the idealism and enthusiasm of his young manhood, he had answered the voice of his Lord whispering to his soul, "Come, follow Me," and how, with eager steps and uplifted heart, he had followed. Perhaps scenes of his early religious life, the taking of the habit, farewell to his parents and relatives and native land also passed before his imagination. As the pause lengthened, I quietly withdrew, leaving the old lay-brother to his memories.

May I ask you a question? Have you ever thought of yourself as being a lay-brother? As helping a missionary or priest in the work of saving souls? If you haven't as yet, give it a thought now, and if it does appeal to you, then just write to our Reverend Father Superior here at the scholasticate in Battleford for more information. You may be sure that your letter will be treated confidentially.

In concluding this letter, may I ask the favour of an occasional prayer not only for the Fathers and for my fellow scholastics, but especially for our deserving lay-brothers. May God bless you for your thoughtfulness and charity.

Sincerely yours in Christ Jesus and Mary Immaculate,

An Oblate Scholastic.

P.S.—In my next letter I will write to you about our juniorate and the boys who study there.

MUST WE HATE OUR ENEMIES?

By A. LaVERDIERE

A question often asked today is: "How can we love the foes with whom we are at war? How is it possible to both love and kill the Japanese, the Nazis and the Fascists?"

The solution to this problem, and it is a real problem for many sincere Catholics and non-Catholics alike, lies chiefly in a correct grasp of the expression "love of neighbor." How must we love our neighbor? Christ said: "Thou shalt love thy neighbor as thyself, for the love of God." To love our neighbor as ourselves does not mean that we must love him more than ourselves or as much as ourselves (Charity begins at home), but that we must love him with the same kind of love with which we love ourselves, namely with a supernatural love, a love that is true, just and holy.

This kind of love implies that we must love our neighbor enough to keep him from doing evil. In this world conflict, our enemies are actually engaged in destroying Christian civilization. They are seeking by every method foul or fair to dethrone God and His Christ and to set up the state as God. In hoisting up the flag of Materialism on top of the world, they wish by the same gesture to tear down the banner of God's Church and make a mockery out of Christ's promise: "The gates of Hell shall not prevail against it!" They also intend to lower the dignity of "this creature, man" and to deprive him of every trace of his God-given rights.

We must love our enemies even to the extent of doing all in our power to prevent them from committing these blasphemous atrocities. In thus checking their wickedness, we are not thereby hating the Japanese, the Nazis and the Fascists, but we are doing them and ourselves a service—we are showing a genuine interest in their souls and in the sacred things they would destroy.

God's Gifts For Generations To Come

Must we love our enemies with a glowing emotional love? Evidently not. Fraternal charity is of a higher order. The seat of love is in the will. We are not the captains of our senses but of our souls. Likes and dislikes may arise within us in spite of ourselves. Natural antipathies cannot be helped. Feelings are not necessary to true Christian love. The will is. Thus a mother may feel more grief at having lost her son in battle than she might at the cost of crucifying her Lord anew. And this is the important thing: goodwill no matter how strong the emotions. Feelings come and go; resolve remains.

Christian love is in the will and its motive is the love of God. Our enemies we must love, because Christ died for them quite as much as He did for us. Christ loves the Japanese, the Nazis and the Fascists, but He hates with an infinite hatred their false principles and their cruelty and their lies and their treachery. Today, as of old, there echoes from the Cross again: "Father, forgive them for they know not what they do." Our attitudes must be the same, otherwise how will we be recognized as Christians?

If however, in defending our churches, our homes, our institutions, our beloved country, nay Christian civilization itself, it is necessary to engage in battle and to take human lives, it is unfortunate, but it does not vitiate our intention or the justice of our cause. We do not kill just to be killing. We do not kill our fellowmen because we hate them, but because the "things of God" are at stake. We fight to preserve God's gifts for generations to come. We fight in order to stem godless "isms". We fight to prevent greater evils. As intelligent Catholics, we love our fellowman but we certainly hate their false principles.

("Our Sunday Visitor")

It is impossible to be just to the Catholic Church. The moment men cease to pull against it they feel a tug toward it. The moment they cease to shout it down they begin to listen to it with pleasure. The moment they try to be fair to it they begin to be fond of it. But when that affection has passed a certain point it begins to take on the tragic and menacing grandeur of a great love affair.

—G. K. Chesterton.

Mission Hazard

A deadly snake, a bite from which would have meant death within the hour, crawled on to the altar and firmly entwined itself round the chalice while a Salesian missionary was saying Mass in a poor Hindu village in India. The priest had to keep perfectly still until a native playing a flute at the side of the altar lured the snake away and was able to kill it with a knife.

The priest was warned of its presence by the server, a tall Hindu, who touched his arm and whispered for him to keep still and breathe softly. The snake glided under the outstretched hands, pushed the Consecrated Host from the paten, touched the chalice several times with its tongue and then firmly encircled the base. The congregation watched fearfully as the server and others tried to coax the snake away with a saucer of milk and then with the flute. When eventually it relaxed its grip and slid towards the Epistle side of the altar, a native cut it in two and the two halves rolled on to the floor. The Mass was then continued.

"... a writer

By JOHN PATRICK GILLESE

Night over Vancouver. I stood by the draft of the hotel window, smoking slowly, unable to sleep. Away out there, above the panorama of fairylike red, purple and green neon signs, the tower of the "Vancouver Sun" watched. There were boats, all lit up, steaming toward the island. I thought, dreamily, I might take one of them tomorrow, go somewhere. Anywhere. It didn't matter. Nothing mattered a great deal.

The telephone jangled. It was Billy Dawson, a reporter who'd shared many a scoop with me in my happier days. He was stuttering with excitement, and I grinned—remembering how active the little runt had been in those old days!

"Johnny! There's a fire down in the East End ..."

"So what?" I said patiently. "You forget, Billy, that I'm a reporter no longer."

"But you got to do something for a living ..."

I snapped shortly: "I'm writing stories."

There was a pause. Then Billy said shrewdly, "Sold any, Johnny?"

I growled a lie. "Off an' on. Let me sleep."

"Come on, Johnny!" Billy urged. "You're going to the devil, that way ... I'll help you with the pix, and maybe the boss'll take you back ..."

My temper flared like a proud volcano. "I wouldn't go back."

"For Pete's sake, will you stop arguing? I'm crazy to waste time here, talking to you! I've got a deadline, and at least you could help me — Johnny, will you?" His voice was pleading. "I'll get pix and police reports—they suspect firebug work. You worm out the human interest—you always were so good at that. If I can make the deadline it means a raise. Please, Johnny."

I had about 20 bucks between me, my typewriter and starvation. I had done a complete job of being independent, stiffnecked and know-it-all. I had broken rules so long that no rag in the country wanted me back. I was a first-class reporter—they all agreed on that—but even if I turned in a scoop an hour, they wouldn't let me do as I pleased.

"I'll be down, Billy?" I said casually, and had my pants on before the receiver clicked.

Billy got his scoop and his raise.

I found Betty Starr. Twenty. An invalid—t.b. of the spine. Black-haired and gallant and smiling. Her family had been burned out in the general firetrap. And still she smiled.

Betty, I'll never forget your smile.

I don't know why, but I went back to see her. I liked to sit by her bed, talking to her, watching the way her soft lips curved in a slow smile. I smoked endlessly and paced the room, and she studied me out of the gentlest eyes I'll ever know.

"Johnny, why are you so restless? You're killing yourself smoking."

"So what?" I was hard and cynical then.

She said abruptly. "You're Irish, Johnny."

"So what again?"

Her eyes were roguish. "It takes an Irishman to be stubborn! Why don't you do it the right way?"

"You mean go to church, kiss the boss's boots ..."

I hurt her and was sorry when she turned her head. She was religious—and I couldn't understand why.

"God's given you a great deal, hasn't He ...?"

She interrupted quietly. "Please don't blaspheme here, Johnny. I like you. But I love my God. And if you want to know, He has given me more than He has ever given you. Walking isn't everything."

Her eyes were full of pity. I felt cheap and bewildered.

I helped Billy some more, unexpectedly peddled a story—and went back to Betty Starr. The moment I saw her dark head, her serene smile, my heart took a different tempo—slow and hurting and almost beautiful in feeling, like pain long past.

I told her about the story. She was so glad!

"Did you thank God, Johnny?" Her eyes pleaded mutely.

I was going to say, "Did He do any sweating over it?" and then remembered. I shook my head.

"I guess I'll have to do it for you." Her smile was quick and warm. "If you'll do something for me."

"Oh, sure!" I promised eagerly.

comes home"

"Tell me why you don't go to Mass?"

I resented it. Briefly I told her about my independent haphazard life. The risks I'd taken ever since I could remember. The neglect of my youth: The studies of Darwin and Macon in a general school.

"I just can't make myself feel there's a God watching us. I just can't help it, Betty!"

"Poor Johnny!" She whispered it, her eyes full of tears. "I'm going to pray for you. May I?"

Something came back to me then... something I'd found long ago when first I'd heard of prayer. I leaned down and kissed her lips, my own chest hurting.

"I need somebody to pray for me, I guess, Betty." Then gruffly, "I'll ride along in neutral and see what course your prayer takes."

She was glad of that much change. Her eyes lit up as she squeezed my hand. "You big softie! Newsmen aren't so tough..."

Dusk one night, the two of us sitting quietly, the gulls coming home from the sea. Both of us dreamy. Both of us sad. She had told me she could never get well, and I let the pain in my heart seep into words.

"If there's a God of love, Betty, why did He let me find you? Of all the million women I met, it had to be you."

She squeezed my hand and tried not to cry.

"Maybe He just wanted to give me a break, Johnny. And—maybe—for mysterious reasons of His own." Abruptly she smiled up at me. "Johnny, if I could walk, would you walk with me?"

"Sure, Betty." It hurt even to dream.

"To St. Stephen's church?"

"Sure."

"Well, Johnny ... would you go to Mass on Sunday—just as a special favor to me?"

I went — back through the years to memories of a little pine church in Alberta and the priest who'd wanted me to be a priest. How had we — religion and I — drifted so far apart?

I tried to believe, to make it real, because I knew Betty was praying for me. I couldn't. I couldn't!

Betty laughed when I told her. "Oh, you heathen!" she said.

We laughed a lot after that. Laughed till I was broke and ready to leave the newsman's world—defeated.

Betty gave me some Catholic magazines. "Try writing for them, Johnny," she said. "Their style is terribly like yours."

I couldn't help grinning indulgently at her. "Will you collaborate with prayer?"

"Yeth, Sir John," she said; and those three words did more to my heart than any I'd ever heard before.

I borrowed a 10 spot from Billy, got free chow and sleeping space from a Chinaman I'd helped once; wrote three Catholic stories—and got $25 by return mail.

I told Betty she had more pull with heaven than the rest of the city put together, and she smiled at me and said, "Johnny, I'm pulling for something mighty big now. You."

It hurt me all through. I said tightly, "Betty, I'll tell you what. I'll make a bargain. If you get well, I'll go to Mass every Sunday for the rest of my life. I'll be good, obedient ..."

"Hush, Johnny," Betty whispered, white-faced. "It's comparable to saying to a man, 'If you give me gold on a silver tray, I'll give you back the tray.' Oh, Johnny! Johnny!"

Decision, not moved by her admonition, grew in me.

"Betty, I'll work as I never worked in my life before. I'll get money to take you to a specialist ..."

Her eyes dulled again. "Johnny boy," she whispered, "please believe me. It's no use. If you love me, do one thing for me."

"I love you, Betty," I said, watching the pattern of white and grey and blue ocean waves and the ships going to places I wished Betty and I could be going.

"After I die, Johnny," Betty said, "I'm afraid you'll be bitter. You'll become a wanderer, uncaring, unloved, wondering to the end why man was made to live such a complex life."

"Betty," I asked quietly, "how can going to church stop that? God, if you like, made me this way. Why should I care ..."

'Johnny," she said desperately, "please promise me one thing." Her eyes held me.

"Okay, Betty," I said reluctantly: "I promise."

"Come to my funeral when I die."

I thought it was the queerest request ever made. And believe me, I've run across some queer things in my life.

I was still existing from hand to mouth—and on Billy and the Chinaman—when Betty died. I had almost given up hope of ever writing a saleable story. I hadn't the heart even to try, thinking of Betty with an agony I can never know again.

Why, out of all creation, did it have to be her?

The church was packed. The street was lined with cars. The priest's voice became a hum, the swell of the organ obliterated all else. On my knees there, I had never been so alone in all my life . . .

And at that minute, I found what I had looked for all my restless life. As clearly as in the dusk so many beautiful evenings, I felt Betty by my side, heard her whisper in my ear.

"You know, Johnny," she whispered gently, "one reason why I had to bring you back to the faith?"

"Why?" That whisper was my first real prayer since childhood. "Why, darling?"

"Selfishness, dear boy. If you believe, it'll only be a little while till you're here with me forever."

"Oh, it'll be a long time, Betty!"

"No, dear." A ghost-girl's whisper. "Not if you work for Him, as well as for yourself . . . take all the beauty of the world and let men see it. Make it so beautiful they'll cry over it, Johnny . . . Darling, God loves you so very much—because you were baptized His child, because"—I could see her gentle smile so plainly — "when you want to talk to Him, and have bother, think of me first—and I'll get you an interview!"

I've never had any bother since. She got this reporter the greatest interview of all his career . . . and I have only to close my eyes to talk reverently to Him—and to the girl He's keeping for me.

I went home, my heart filled with a peace I never knew existed. In one sense of the word, I'm still alone — writing stories the whole year long. Success has come on golden wings . . . on angel's wings.

Sometimes when I read my fan mail—"Your story was so beautiful it made me cry"—slow, sweet heartache takes me back to that night in Vancouver long ago . . . when God crossed Betty's path with mine . . . to bring me home.

HOW CAN YOU ENCOURAGE YOUR SON TO STUDY FOR THE PRIESTHOOD?

A vocation is a gift from God, and may be the object of our prayers. You can pray to God that He grant a vocation to your son. Especially should you pray that the mind and heart and soul of your son may be opened and moved to embrace the vocation. You can encourage the vocation by leading your son to the practice of solid acts of devotion, especially frequent communion. You should not hesitate to speak to him on the subject of vocations in general and that of the priesthood in particular. You cannot force a vocation upon a boy, but you can prompt him to think seriously upon the subject. Encourage the boy in his studies and make every sacrifice to send him to a Catholic high school or college. Many vocations are gained and many lost during the years of high school, and the place of a Catholic boy is in a Catholic school, college or Juniorate.

Should you be interested in helping your son find his true vocation, speak to your parish priest. He will advise you and will help your boy to find his place in life. Or, if you would prefer a director of boys at our Juniorate in Battleford to solve your problem, please feel free to write to: Rev. Father Superior, St. Thomas College, Battleford, Sask. Such letters will be treated most confidentially.

SPEAK AND THEN LISTEN

Even though a person has lived very far from God, he must not be afraid to approach Him with the familiarity of love. Speak to Him in your prayers, about your difficulties, needs and troubles.

You cannot speak to Him too freely or confidently. He loves the simple and childlike heart; it is with them that He converses. If you are one of these, put aside all ideas of intellectual or elevated thought. Open your heart to Him, and tell Him every thing. When you have spoken to Him, listen to Him for awhile.
—Fenelon.

"You Can Make It — If You Try"

(Continued from Page 29)

navy. In due time I received my assignment to the U.S.S. Oakdale, which was sent to Pearl Harbor. The chaplain of the ship was Father George!

Looking back, I can say with perfect honesty that I was very happy on board the ship. My duties were interesting, and Father George was near me. There wasn't a sailor on board who did not admire him, for he was gentle and kind, and he possessed a reserve of strength and patience and good cheer that enabled him to serve the boys long hours beyond his required schedule. They took their troubles to him and were the better for it. His methods of ironing out difficulties won him the regard of the ship's officers.

Events moved slowly to the deep quiet of that Sunday morning in December when Father George said his last Mass on board the U.S.S. Oakdale. The deck was crowded. There was a tenseness in the air—an indefinable feeling of expectancy. Father George sensed it too; but although his face was deathly pale, he moved quietly and with a calm demeanor that communicated itself to the vaguely uneasy sailors who made up the congregation. At the close of the Mass, he lingered for a long moment at the blessing—as if loath to see the boys go.

Then as we scattered over the ship and went about our duties, there was a deafening explosion. The ship staggered as if it had received a mortal blow. Smoke billowed through the passageways. Screams of injured sailors filled the air. A series of explosions followed, and then the great ship slowly began to capsize.

"We're being attacked by Japs!" came the cry. Sailors rushed to their battle stations, only to find themselves trapped by smoke and flame and water. Fear-ridden men began to panic below deck. They rushed about and I went with them, seeking an exit. I was pushed and jostled. The confusion became terrific.

Then a well-loved voice spoke out of the smoke and din. "Take it easy, lads. Here's a small compartment with a porthole. Some of you can get through to safety."

Father George, gasping for breath in the suffocating passageway, still managed to inject a note of authority into his voice. Three of us turned into the small space which was rapidly filling with water.

Father George helped two sailors through the opening. But by the time my turn came, the ship had lurched considerably, and the steep slanting wall seemed impossible to climb.

Then Father George caught me round the waist. "You can make it, Peter—if you try!" he ordered. "Up you go!"

He boosted me into the air so that I could grasp the porthole and pull myself to safety. I swung outside, then reached in and tried to help Father George.

But a group of sailors had rushed into the compartment. They would have lifted him up to the porthole but he shook his head. He was the senior officer and it was his duty to go last. Unmindful of their protests, he made them go before him.

The ship turned again ... and the last I saw of Father George was the bright cross on his shoulder as he fell back into the swirling water.

Do you know that . . .

The cause of Mother Cabrini's canonization has now been formally approved by the Holy Father. It may be interesting to recall the miracles which had been accepted by the Holy See at the beatification of Mother Cabrini a few years ago. The following is a summary of two of the cases accepted.

Soon after Peter Smith was born, a nurse placed a solution of silver nitrate in the eyes of the newborn babe but through error the solution was 50 per cent instead of 1 per cent. The silver nitrate burned the sight from the infant's eyes and physicians agreed that only a miracle could restore his sight.

The Superior of the hospital and all the Sisters and nurses offered fervent prayers, begging the intercession of Mother Cabrini. Their prayers were heard. The following morning three visiting physicians made a careful examination of the eyes of the stricken infant and to their amazement, found the eyes were perfect, cured and entire. None doubted a miracle had been wrought.

Today Peter Smith is a soldier in the U.S. Army stationed at Fort Riley, Kansas.

In 1915 Sister Delfina, a member of the Missionary Sisters of the Sacred Heart, the community founded by Mother Cabrini, began to suffer from a stomach ailment. Examinations by physicians and X-ray findings showed that an operation was necessary. Over a period of time four operations were performed but the pains increased and Sister Delfina, unable to retain nourishment, wasted away until she was little more than a skeleton. Physicians abandoned all hope and it was believed her death was imminent and certain.

The Religious community and the orphans they cared for in Seattle joined in offering fervent prayers for the intercession of Mother Cabrini. With every sign of hope gone, Sister Delfina on December 17, 1925, received the Holy Viaticum and immediately she announced she felt cured. She began to eat and retain her food and after three days arose from what had been believed would be her death bed. Since that time she has never suffered any physical disturbance.

POPE PIUS XII TELLS PARENTS HOW TO INSTRUCT THEIR CHILDREN

On the feast of Christ, the King, 1941, Pope Pius XII spoke on a delicate subject in a manner which would not even shock an innocent little child. He said:

"If imparted by the lips of Christian parents, at the proper time in the proper measure and with the proper precautions, the revelation of the mysterious and marvelous laws of life will be received by them with reverence and gratitude, and will enlighten their minds with far less danger than if they learned them haphazard from some unpleasant shock, from secret conversations, through information received from over-sophisticated companions, or from clandestine reading, the more dangerous and pernicious as secrecy inflames the imagination and troubles the senses. Your words, if they are wise and discreet, will prove a safeguard and a warning in the midst of the temptations and the corruptions which surround them, 'because foreseen an arrow comes slowly.' "

Ultimately His Holiness returns to the subject, while discussing a matter of pre-eminent importance, the training of the will during adolescence. Having also discoursed on the "Training of the Heart" our noble Pope counsels parents:

"But the day will come when the childish heart will feel new impulses stirring within it; new desires will disturb the serenity of those early years. In that time of trial, Christian mothers, remember that to train the heart means to train the will to resist the attacks of evil and the insidious temptations of passion; during that period of transition from the unconscious purity of infancy to the triumphant purity of adolescence you have a task of the highest importance to fulfill. You have to prepare your sons and daughters so that they may pass with unfaltering step, like those who pick their way among serpents, through that time of crisis and physical change; and pass through it without losing anything of joy and innocence, preserving intact that natural instinct of modesty with which Providence has girt them as a check upon wayward passion.

"That sense of modesty, which in its spontaneous abhorrence from the impure is akin to the sense of religion, is made of little account in these days; but you, mothers, will take care that they do not lose it through indecency in dress or self-adornment, through unbecoming familiarities or immoral spectacles; on the contrary you will seek to make it more delicate and alert, more upright and sincere.

"You will keep a watchful eye on their steps; you will not suffer the whiteness of their souls to be stained and contaminated by corrupt and corrupting company; you will inspire them with a high esteem and jealous love for purity, advising them to commend themselves to the sure and motherly protection of the Immaculate Virgin.

"Finally, with the discretion of a mother and a teacher, and thanks to the open-hearted confidence with which you have been able to inspire your children, you will not fail to watch for and to discern the moment in which certain unspoken questions have occurred to their minds and are troubling their senses. It will then be your duty to your daughters, the father's duty to your sons, carefully and delicately to unveil the truth as far as it appears necessary, to give a prudent, true and Christian answer to those questions and set their minds at rest."

A GOOD TIME

Nowadays, as in the past, there are so many people who are inclined to be hasty in condemning the way of life of our young people. Everybody realizes that young people constitute a problem which is not easy to solve. Many have even taken a hand in trying to help the young people solve their problem of self-orientation in an ever-changing world. Though few have really studied their difficulties in a comprehensive manner, even fewer have pointed out a workable remedy.

The more we see and hear of the habits, interests, and activities of young people, the more do we recognize the need of two things: (1) of understanding them, and (2) of working with them, instead of for them or at them or over them or against them.

Once the real character of youth is understood, it becomes so evident that we cannot merely work for them, or at them, or over them, or against them. Our efforts on their behalf escape their notice. Our cold, logical reasoning, and that of the sagest of philosophers, will leave them untouched and unmoved.

Let us make this more specific. Nowadays we find very few high schools, Catholic or non-Catholic—in which boys and girls, many of them not over 16 years old, are not dating one another, are not going out in isolated pairs to movies, dances, night clubs and what not.

An older generation sees that this is disastrous to their studies, harmful to their unformed characters, in awakening desires and

emotions that they will have no right to think of gratifying for a long time to come, and fraught with moral dangers of which the young people themselves never dream. An older generation may preach against this with every argument bolstered to the last clinching details; the young will listen and then reach for the telephone to make a date with the current favorite.

That's what we call working at youth, or **for** youth, or **against** youth—and it gets nowhere. What is the proper technique? If you ask an assorted group of young high school people why they are so concerned over dates and boy-friends and girl-friends, you will meet an invariable answer: because they want a good time. They are not thinking of marriage; they are not aware of danger; they may even be highly idealistic in moral principles; but it is of the essence of their character to want a good time, and if dates and company-keeping alone provide it, there is no argument that will stop them.

It is the older people themselves who have brought about the condition wherein dates and affairs seem the only means of a good time for the youth of today. Homes are growing rapidly smaller—no one can have a good time in a two by four apartment or a squatty bungalow in which three persons cannot turn around at the same time. Parents themselves do not know how to have a good time in their own home—they have to go to a night club or a bridge party. What we need first of all is to make it possible for young people to be at home in their own home. Therefore, what we need are bigger and perhaps less elegant homes, where young people can tap dance, play games, and put on amateur theatricals; homes in which there are brothers and sisters enough to keep things going; homes where fathers and mothers don't preach, but practice the kind of guidance their growing children need.

This is but one example of working **with** our young people. The principle is true—it remains to be applied. And if it is applied, then our young people will have neither the time nor the inclination to think that only "going out with the boy-friend or girl-friend" can give them a good time.



Here's What Makes or Breaks You

Are you a success?

You are, if you're in the state of grace at this moment. It doesn't matter what your past has been, it doesn't matter what your prospects are! You may not have a nickel in your pocket or a second shirt to your back; you may have nothing but a lot of bad habits and, still, if you're in the state of grace, you are as God wants you to be and you're a success.

On the other hand, you may be young, rich, and good-looking, but if you're on the outs with God—in the state of sin, that is—you're a failure. You've missed the point in life. What the past has been matters nothing; what the future holds is of no importance, unless it be that it still holds time for turning back to God and making friends with Him again. He hasn't abandoned you! It's you who have abandoned Him. You have insulted Him in your heart, and God is, above everything, a gentleman. He just won't stay where He isn't wanted.

God gives His friendship, His grace, the supernatural life, the ability to lead, besides our human life, His own divine life, — God gives this to everyone who can make a genuine act of divine love, to everyone who can say from his heart, — "Great God, I love You. I like what You like; I hate what You hate; I want to do what You want me to do." Anyone who can say that sincerely is, on the spot, leading the supernatural life. He has not only his natural life, but the divine life in his soul and, when he dies, still leading this double life, he goes with God to sit at His table and speak with Him through all eternity.

You see, then, that although every man has a soul, made to God's own image, not every man leads the life of God, for some there are who have thrown Him out of their lives,—and it is in this sense that we call sin the death of the soul; it isn't that it kills the soul, for that must live forever. No, but it destroys the supernatural life and makes us dead to God.

But we, the children of God, by His grace and generosity, are heirs with Jesus Christ of life everlasting. It is for us to build up this supernatural life, to intensify it, to make it healthy and vigorous by frequent acts of life. While we work, at home, on the trolley-car, at the office, in the plant, we can often lift our hearts to God and reassure Him of our love and loyalty, of our will to live our utmost for Him, that in all things He may be glorified through Our Lord Jesus Christ. —O.S.V.

It May Interest You . . . .

TO WHOM ALL HONOUR IS DUE

If in our day we find the religion of Christ firmly rooted in the land; if the word of the Teacher of men has quickened and brought forth good fruit; if we see about us homes spiritualized and sanctified by the radiance of the home of Nazareth, and lifted above the worldly and material by the memory of the Divine Exemplar—this happy condition is largely due to the faith and piety of Christian wives and mothers. This noble army of apostolic women "are the glory of Jerusalem, the joy of Israel, the honor of our people"; they are the saviours of society and a blessing to the nation.

It is true, indeed, that they are not clothed with the priestly character. They cannot offer the Holy Sacrifice or administer the Sacraments. But may we not apply to them the words of St. Peter: "Ye are a chosen generation, a holy nation, a royal priesthood"? Yes, we may in all truth. They are consecrated priestesses of the domestic temple, where they daily offer up in the sanctuary of their homes, and on the altar of their hearts, the sacrifices of praise and prayer, good deeds, and edifying example. They preach most effectually to the members of their households, and the word of God scattered from the pulpit would often bear little fruit if it were not watered and nurtured by the care of our pious mothers.

No more weighty obligation devolves upon Christian parents than that of recognizing and discharging conscientiously these fundamental duties of the home. It is a sublime task. "What is more noble," cries St. John Chrysostom, "than to form the minds of youth? He who fashions the morals of children performs a task in my judgment more sublime than that of any painter or sculptor." It is, indeed, a far more exalted task than that of sculptor or painter that is entrusted to fathers and mothers. They are creating living portraits, destined to adorn not only earthly temples, but also the Temple above, not fashioned of man's hand and therefore built forever.

("The Christian Home", by James Cardinal Gibbons.)

———o———

I PROMISE ...

We have read of the pledge which the Chinese convert parishioners of a Catholic mission in China make each year. The pledge reads:

"I promise to do my best during the coming year to bring in one pagan friend to visit the church, to study the doctrine that he may be baptized if possible, that you, Infant Jesus, may be loved the more."

Now why couldn't we who have lived for years in the midst of non-Catholic and near-pagan friends and neighbors, many of whom would heed the merest suggestion, have thought of such a resolve years ago? Most of us are afraid of the suggestion. We are almost eager to hide our religion. We hesitate to disturb those who are in error with the startling vision of truth. We are selfish and slothful and so afraid of what will be said about us even though it be untrue.

If we have not as yet made such a pledge we can soon remedy the over-sight. We may add that to introduce Catholic magazines into the lives of such people may be the real turning-point for them.

"I promise to do my best this year to bring in one non-Catholic friend to visit the church or to study her doctrine." Look over those whom you know. Surely there are many who would later appreciate your interest in them. The question now really is not "Whom shall I invite" but "Where shall I start?"

I promise . . .

———o———

When Daniel Webster was asked what was the most fearful and appalling thought that ever occurred to him, he instantly replied: "The thought of my private, personal, and individual responsibility to God."

———o———

Every little head-ache, every little pain or hurt, fits into the plan of Divine Providence just as the seconds make the minute, the minutes the hour, the hours the day, the days the year, the years one's life.

The Question Box

Only signed letters will be answered

I am told that the fruits of the Mass are infinite and that the Mass contains enough to atone for all sins. Does it not seem, then, that one Mass should free a soul from Purgatory or even that a person, for whom in his last illness Mass was said, would go straight to heaven?

You have been correctly informed, but all these fruits and merits must also be applied to the individuals for whom the Holy Sacrifice of the Mass was offered. This is one of the difficulties. The disposition of those individuals is not always such as to deserve to receive that full amount of merit from the Mass. Besides, God in His infinite Wisdom may see that in an individual instance it may not be good to have the full amount of merit of the Mass applied. Thus it is most important that we dispose our souls to receive all those fruits of the Holy Mass by lively acts of faith, hope and love, as also a very sincere act of contrition.

Is it a greater sin to wish serious evil to one who is a relative than it is to wish the same evil to another person?

Relationship could be considered as an aggravating circumstance, but not one that would add a specific difference. Thus while it would make the same sin more serious, it would not add a second sin.

In confession I mentioned having had vain thoughts a rather large number of times and I was told that it was impossible to have those thoughts that often. But it does seem quite possible mathematically . Please advise.

Mathematically it is possible, but for anyone trying not to offend God it is hardly probable—if not impossible. Thoughts can indeed pass through the mind very rapidly; but before a thought can be sinful it must, besides being evil, be also deliberate—which requires knowledge of its evil, and consent of the will. Thus there is a limit to what one can do or at least would do. It is not the thought as such but the deliberate evil thought that is sinful.

Is fate really the will of God? For instance, recently I could have married a young man whom I loved very much. I delayed in letting him know my real feelings for him, so he turned around and married someone else. I'm heartbroken. People would call this fate. Was it really the will of God that I wasn't to have him?

Well, at least you do not blame the good Lord. He is being blamed for a great deal nowadays, and the fatalist makes it his doctrine to do so always.

To play "hard to get"—which is often only ordinary prudence—is all right, but it can be carried so far that it no longer deserves to be called prudence. This mistake is made at times. Of course, there are many possible explanations in your case; but the whole thing may also have been the answer to prayer that God protect you. Fate would hardly explain it.

In the article on "Fate" I find the following in the Catholic Encyclopedia: 'This word (fate) is almost redundant in the vocabulary of a Catholic as such, for its meaning as the prime cause of events is better expressed by the term Divine Providence; while, as a constant force at work in the universe, it is nothing more nor less than natural law. Hence St. Augustine says ("The City of God," chapter I): "If anyone calls the influence of the power of God by the name of Fate, let him keep his opinion—but mend his speech."

The Catholic teaching is that God, Who is the Author of the universe, has made it subject to fixed and necessary laws; hence where our knowledge of these laws is complete we are able to predict physical events with certainty.

All acts are objects of God's eternal foreknowledge. Yet, though He knows all things from all eternity, He does not positively will everything. Sin He does not will in any sense—He merely permits it. Some things He wills absolutely, others conditionally. His general supervision, whereby His decrees are carried out, is called Divine Providence. Hence according to the Catholic view, the idea of fate—if we are to speak of it at all—must lack the note of absolute necessity.

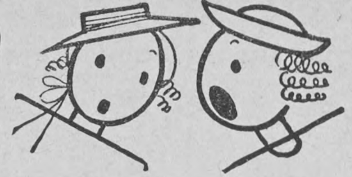
To apply all this to your case, it cannot be said that fate ruled here in the sense of absolute necessity, nor that God absolutely willed it thus. He permitted it, permitting free agents to act. Yet these acts were all considered in His Divine Providence; since God permitted this to happen to you, there is no question but that it was best for you—though at the present it may be painful. Time may make this more apparent to you.

What are foundation Masses?

Foundation Masses are those Masses said according to the intention of a person who donates a sum of money with the stipulation that a certain number of Masses be said at regular intervals either perpetually or for a very long time. You might, for instance, give to an abbey $500 with the stipulation that five Masses be said at the abbey each year in perpetuity for the souls in purgatory. If the money were accepted on those conditions the monks would be bound to follow your wishes. In the case of secular priests, the bishop usually determines what sum is required to establish a foundation Mass and how the money is to be invested.

If, however, in the course of time the endowment proves insufficient to provide adequate stipends for the number of Masses founded, the Holy Father may reduce the number of Masses to be said. No one except the Pope has the power to do this.

Have you heard these?



Read in a weekly country paper: "Owing to lack of space and the rush of editing this issue, several births and deaths will be postponed until next week."

He: "Did he take his misfortune like a man?"
She: "Exactly; he blamed them all on his wife."

Student: "My ambition is to be a great doctor. I want to become a bone specialist."
Doctor: "Well, you have a good head for it."

One Farmer: "I got a freak over on my farm; it's a two-legged calf."
Other Farmer: "Yes, I know it. He was over to call on my daughter the other night."

Dinner Guest: "Will you pass the nuts, professor?"
Absent-minded Prof.: "Yes, I suppose so; but I really should flunk most of them."

Jones had been bitten by a mad dog. While they were preparing to give him the Pasteur treatment, he made out a list of names.
Doctor: "Are they the people you wish to be notified if your condition grows serious?"
Jones: "No; they are the people I am going to bite if I go mad."

John: "I'm thinking of asking some girl to marry me. What do you think of the idea?"
Helen: "It's a great idea, if you ask me."

Auntie: "And what will you do, little darling, when you grow to be a great big girl?"
Niece: "Reduce."

Student: "Authors vary greatly in the methods they employ to commit their ideas to paper."
Professor: "Yes; many of them seem to use a tripe-writer."

Wife (sarcastically): "I suppose you've been to see a sick friend all evening—holding his hand?"
Husband: "I wish I had; I'd have made some money."

Attorney: "Do you drink?"
Witness: "That's my business."
Attorney: "And outside of that, do you have any other business?"

Jack: "Does Joe always stick to the truth?"
Jim: "So much so that it's hard to get it out of him."

Elemental

"Tell what you know about nitrates."
"I don't know much about them but I do know they are cheaper than day rates."

"So you're a salesman now, eh Sambo! Do you stand behind the products you sell?"
"No, sah, ah sho' don't."
"Why, Sambo, I'm surprised at you. What are you selling?"
"Well, sah, you see, ah sells mules."

Be Patient!

Judge Groot: "So you tried to drive by the officer after he blew his whistle?"
Petzinger: "Your honor, I'm deaf."
Judge Groot: "That may be true, but you'll get your hearing in the morning."

Farmer: "So old Tom's gone! Do you miss him?"
Rancher: "Nope; that's why he's gone; I never miss."

MISSIONARY ASSOCIATION OF MARY IMMACULATE

For several months now we have been urging our apostolate-minded readers to join the Missionary Association of Mary Immaculate and thereby share in its benefits and in its apostolic activity.

Our purpose was to help you spiritually and to further the work of this wonderful lay association.

To date the response has been most encouraging. The number of members has been increasing and the work of the organization is being steadily advanced. Besides this, the fund which has been established, the Priestly Burse, now totals several hundreds of dollars. A number of our readers have made sacrificing contributions for the priestly education of future missionaries.

However, we are going to keep right on talking about this Association, its work and its benefits because we know that there are many who are interested but who have as yet not written to us.

In the last issue we printed some information concerning the Object, Membership and Indulgences. For your convenience we are reprinting that same article below:

No. 1, Object of the Association

The purpose of the Association is to assist the Oblate Missions in pagan countries, and to help support those institutions, in which young men are being trained as missionaries.

No. 2. Membership

Membership is effected by being inscribed in the Register of the Association and by fulfilling the following conditions:

(1) to recite three Hail Marys once a day for the missions;

(2) to give a monthly alms (5 cts.) for the work of the Oblate missions and vocations.

No. 3. Indulgences and Privileges

Plenary Indulgences may be gained: (1) On the day of reception; (2) on every first Friday of the month; (3) on the following feasts: Pentecost, Purification, Anunciation, Assumption, Nativity and Immaculate Conception; St. Joseph and the Patronage of St. Joseph; Sts. Peter and Paul; (4) at the hour of death (under the usual conditions).

Partial indulgence of 300 days once a day for every act of charity done in favor of the Oblate missions; *300 days* each time an Associate enrolls a new member. (Important for Promoters).

Privileges: Every day one Holy Mass for all members, living and dead; in addition, two Holy Masses are said each month for the Promoters, living and dead. All members have a share, both in life and after death in all the blessings of more than 2,000 Holy Masses, of all the prayers and good works of the Oblates throughout the whole world.

Important Notice: Deceased Relatives and Friends may be enrolled in the Register of Benefactors of the Association by making an annual offering in their name. (Perpetual Registration, $5.00). This will secure for them a remembrance in the prayers and Holy Masses of the Oblates of Mary Immaculate .

Address all contributions and requests for information to:

THE REV. DIRECTOR OF THE MISSIONARY ASSOCIATION OF MARY IMMACULATE,
c/o MARIAN PRESS — 924 VICTORIA AVE, REGINA.

The Student's Burse . . .

Previously acknowledged	$619.70
A Friend, Compeer, Alta.	1.00
Harry Peck, Sceptre, Sask.	10.00
Miss Kay Ehman, Regina, Sask.	5.00
A Regina Parishioner	20.00
St. Mary's Sodality	13.75
Fr. H., Lintlaw, Sask.	10.00
Mr. and Mrs. Siegfried Doll, Fairview, Alta.	10.00
Total to date	$689.45

Please address your contribution towards the education of a priest to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave., Regina, Sask.



To: THE MARIAN PRESS,
922 Victoria Ave., Regina, Sask.

Enclosed please find the sum of $..............................
($1.00 per year) to pay for my new (or renewal) subscription for a period of ....

Name ....

Address ....